Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 45 **Marburg i. H., den 7. November** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserrates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Der Segen der Tat — Der falsche und der richtige Gebrauch der Ueberlieferung in der Religion — Mariä Kränterweihe — Gabriel Schillings Flucht — Die Lage der Armenier in der Türkei — Droht das Werk D. Meyers in Oesterreich zu zerfallen? — Offener Brief an Herrn Arthur Bonus — Verschiedenes: Erfreuliches aus dem kirchlichen Streit; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Segen der Tat

Wer diese meine Reden hört und tut sie, den vergleiche ich mit einem klugen Manne, der sein Haus auf einem Felsen baute. Matth. 7, 24.

Es ist Jahrzehnte her, ich war noch Kind, da lernte ich dieses Doppelgleichnis kennen, nicht in der Schule, sondern aus einem Kinderfreund. Da war dies Gleichnis von dem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen gründete, und von dem törichten, der auf Sand baute, mit all der Ausführlichkeit ausgemalt, wie Kinder es lieben. Als eine wirklich vorgefallene Geschichte war es erzählt, und schließlich wurden die kleinen Leser auf das Evangelium verwiesen, wenn sie wissen wollten, wer dieser kluge Mann und wer der törichte gewesen sei. Als ich dann freilich im Evangelium nachlas, gab es eine merkliche Enttäuschung; denn was des Kindes Neugier gern wissen wollte, der Name jener beiden Männer war dort nicht genannt. Der Erzähler hatte es aber auch so nicht gemeint: seine Meinung war, der kluge Mann das sei der Glaube, der törichte der Unglaube.

Der kluge Mann — der Glaube, der törichte — der Unglaube. Ist diese Deutung richtig? Sie ist gewiß gut paulinisch und gut lutherisch; ist sie aber die Deutung, die Jesus wollte?

„Wer diese meine Worte hört und tut sie, den vergleiche ich mit einem klugen Mann, der sein Haus auf Felsen baute. Wer aber diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute." Ist das nicht so einfach und deutlich geredet, daß es gar keiner Auslegung bedürftig, ja nur fähig ist? „Seid Täter des Wortes, und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betröget"; so hat der Verfasser des Jakobusbriefes, ein Mann von Jesu gerader und einfacher Denkweise, die Lehre jenes Gleichnisses zusammengefaßt. Und er hat zweifellos das Rechte getroffen. Auch die strenge Warnung des ehrlichen und tapferen Lessing dürfen wir bei dieser Gelegenheit wieder ins Gedächtnis rufen: wie viel leichter andächtig schwärmen als gut handeln sei. Zuhören und sich erwärmen, sich begeistern lassen, ist ein gutes Ding. Aber wenn die Begeisterung nicht zum Handeln führt, ist sie nutzlos wie ein schnell verpuffendes Strohfeuer. Was nicht zur Tat wird, ist wertlos.

In diesem ganz einfachen, nüchtern praktischen Wort Jesu liegt eine tiefe Weisheit, der gerade die moderne Wissenschaft von den Gesetzen des seelischen Geschehens ein volles Verständnis entgegenbringt. Sie lehrt uns, daß der Wille die stärkste Kraft im menschlichen Seelenleben ist: der Wille, nicht der matte schwächliche Wunsch, sondern der rechte Wille, der zur Tat treibt und in der Tat sich offenbart; er schafft die Gesinnung, er formt den Charakter. Ja, wir dürfen noch mehr sagen, er weckt auch den Glauben.

Den aufmerksamen Beobachter kann das tägliche Leben hiervon überzeugen. Ein Arzt etwa nimmt sich eines elenden, verwahrlosten und scheinbar hoffnungslosen Kranken anfänglich aus bloßem Pflichtgefühl, wie sein Beruf es fordert, an. Aber mit der Arbeit wächst das Interesse, die Teilnahme und schließlich gar Wohlwollen und Liebe, Hoffnung und Glaube. Es ist ein allgemeines Gesetz, in dem wir die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Schöpfers oft wundervoll erkennen dürfen, daß treu und gewissenhaft erfüllte Pflicht sich selbst belohnt, da sie in dem ausübenden Menschen, wenn auch erst nach langer Prüfung, Liebe zur Sache weckt und Hoffnung auf den Sieg der Sache. Auch Hoffnung und Glaube wächst aus der Tat; der Mensch glaubt an das, wofür er arbeitet, kämpft und leidet. Er muß daran glauben, denn diese angespannte Tätigkeit füllt sein ganzes Denken aus, schafft sein Inneres um und gibt ihm neue Augen; und mit diesen Augen sieht er die ganze Welt im Licht seines kommenden Sieges. Wenn daher ein Erzieher seine Zöglinge, ein Feldherr seine Krieger, ein Staatsmann seine Mitbürger, ein Prophet seine Gläubigen nur dahin bringen kann, daß er durch sinnvolles Tun ihren Willen in Bewegung setzt: dann weckt er auch Liebe und Glauben, dann kann er sie leicht zu seinem Ziele führen.

Das gilt auch für unsere Selbsterziehung zum Glauben. Wir beklagen es schmerzlich, wir klagen uns bitter an, daß unser Glaube so matt und unser Herz so öde ist, daß wir uns nur mühsam hinschleppen und dicht daran sind, im Wasser des Zweifels und der noch schlimmeren Gleichgültigkeit ganz zu versinken. Keine Besinnung auf Bibelworte, keine Erinnerung an vergangene Zeiten tief erregten Gefühls will helfen. Und doch liegt der Weg der Rettung dicht vor uns. Es ist die Tat. Gibt es nicht irgend eine Aufgabe, die du aufnehmen oder treuer erfüllen mußt, sei es ein Stück deines Berufes, sei es eine Aufgabe freiwilliger Nächstenliebe, sei es ein stiller Kampf gegen irgend eine sündige Leidenschaft? Nimm diese Aufgabe in die Hand mit geduldiger, zäher Treue, und warte, ob du nicht spüren wirst, wie dir in Kampf und Arbeit der Glaube wieder aufwacht, so daß er wie ein Licht deine ganze Seele erleuchten kann!

Die Predigt vom Segen der Tat ist Jesu Predigt. Ist das Werkgerechtigkeit und Verleugnung der Gnade? Unnötige Angst! So fern lag der Seele Jesu solch ein Gedanke, daß er nicht nötig hatte, immer ängstlich vor Mißverständnis und Mißbrauch zu warnen. So selbstverständlich war ihm die Demut, daß er mit voller Wucht der Einseitigkeit zur Tat drängen konnte. Er hat zu anderer Zeit die andere Seite gezeigt. Laßt uns lernen von Jesu Wirklichkeitssinn und seiner Unbefangenheit. H S

Der falsche und der richtige Gebrauch der Ueberlieferung in dem Leben der Religion

Als ich in Nr. 41 auf den im evangelischen Christentum verbreiteten falschen Gottesdienst hinwies, war nicht ausschließlich und auch nicht an erster Stelle an den Kultus in den Kirchengebäuden gedacht. Wichtiger ist, wie Jeder in der Stille seines eigenen Lebens Gott unterworfen sein kann. Darin vollzieht sich der Gottesdienst der Religion, ohne den der Gottesdienst der Kirche ein seelenloser Mechanismus ist. Der kirchliche Kultus kann für Jeden, der in der Frage nach der Wahrheit des eigenen Lebens auf dem Wege zu Gott ist, ein geheimnisvoll Lebendiges werden, das ihm durch nichts Anderes zu ersetzen ist. Diese Kraft hat er aber durch die in ihm gebrauchte religiöse Ueberlieferung, wenn sie richtig gebraucht wird.

Die tiefste Wurzel der religiösen Gemeinschaft ist freilich nicht sie, sondern immer die gegenwärtig empfundene Teilnahme von Menschen an dem gleichen religiösen Erleben. Was das Stehen in solcher Gemeinschaft für den Einzelnen bedeutet, hat mit der ihm eigenen wundervollen Kraft Troeltsch in seiner neuesten Schrift*) zum Ausdruck gebracht. Grade in solchen Ausführungen seiner Schrift bricht das hervor, die im übrigen für Andere, welcher Richtung sie auch sein mögen, die Unhaltbarkeit seiner Gesamtauffassung greifbar deutlich machen. Das ist für uns besonders wertvoll. Denn es zeigt uns, daß jeder aufrichtige Wahrheitswille, so sehr er in der treuen Befolgung wissenschaftlicher Kritik die Möglichkeit religiöser Gemeinschaft zu bedrohen scheint, doch immer an einem bestimmten Punkt mit jedem wirklichen Christen in innere Berührung tritt. Er unterliegt, weil er auf dem Weg zu Gott ist, der Wucht der Tatsache, daß persönliche Lebendigkeit eines Menschen — oder Religion — immer aus der Gemeinschaft — oder was dasselbe heißt, aus der Geschichte — ihre Nahrung zieht.

Die Art aber, wie die Gemeinschaft der Geschichte auf den Einzelnen wirkt, der in ihr den Ort seiner Existenz findet, nennen wir die Ueberlieferung. Ihre wichtigste Form ist die Jeden von uns irgendwie berührende Teilnahme von Menschen, die in demselben Strom der Geschichte stehen. Aber unentbehrlich ist auch die andere, durch die der Glaube früherer Zeiten zu uns spricht. Vor allem der Glaube der Anfangszeit der besonderen religiösen Gemeinschaft, in der wir die Offenbarung Gottes an uns selbst verstehen lernen. Denn da wird uns in dem Wort der ersten Zeugen die wunderbare Tatsache lebendig, unter deren Eindruck uns alles unbestimmte Reden über Absolutheit und Nichtabsolutheit des Christentums langweilig wird. Denn diese Frage ist ja für Jeden entschieden, der jene Tatsache wirklich sieht und ihre Bedeutung an sich selbst erfährt. Und ebenso ist sie nach der andern Seite für den entschieden, der die Person Jesu Christi in dem Wort seiner Zeugen nicht als eine ihm selbst offenbare Wirklichkeit erfassen kann; zumal wenn er daneben die Binsenwahrheit eingesehen hat, daß der Versuch, eine absolute Wirklichkeit wissenschaftlich nachzuweisen, an Verrücktheit grenzt.

Für uns Christen ist alles, was die in der Anfangszeit der christlichen Gemeinde erwachenden Kräfte an uns herandringen läßt, die Gabe Gottes an uns, die schließlich allen andern Gehalt unseres Lebens überstrahlt. Das Schriftprinzip der evangelischen Kirchen will das zum Ausdruck bringen, daß unser heutiges Leben so in dem wurzelt, was damals in der Geschichte erschien. Aber das ist und wird sofort bedroht, sobald das Schriftwort aus diesem Zusammenhang mit der durch die Macht der Person Jesu geschaffenen geschichtlichen Bewegung oder Gemeinschaft herausgenommen wird und dann doch, so von seinem Ursprung und seiner Wirkung isoliert, also seines wirklichen Gehalts entleert, als eine heilschaffende Macht vor die Menschen gestellt wird. Dann entsteht die durch den ganzen Katholizismus schleichende Meinung, daß Vorstellungen, die man nicht versteht, dennoch dadurch, daß man sie sich zum Gesetz macht, der Seele ein neues Leben schaffen können. Im Protestantismus hat man zwar immer mit großem Ernst den Gedanken festgehalten, daß das Schriftwort Glauben schaffe.

*) Die Bedeutung der Geschichtlichkeit Jesu. Tübingen 1912.

Aber den Mut hat man bald verloren, sich einzugestehen, daß nun die Geltung jedes Schriftwortes für den Einzelnen davon abhänge, daß er selbst im ernsten Lebenskampfe daran erfährt, wie ihm die sein Herz bezwingende und befreiende Güte zum allmächtigen Schöpfer wird. Natürlich kann ein Schriftwort, an dem er das nicht erfährt, für keinen Menschen ein Ruf Gottes sein, den er wirklich in seiner Finsternis vernimmt. Aber die evangelischen Kirchen haben bald nach der Reformation biblische Vorstellungen zu Gesetzen gemacht, zu denen man sich „bekennen" oder „an die man glauben" müsse, wenn man ein Christ sein wolle. Diese Drachensaat ist reichlich aufgegangen, und noch jetzt, wo sie unter dem Einfluß außerkirchlicher Weltmächte zu verwelken beginnt, verpestet sie ihre Umgebung. Denn es ist ja unvermeidlich, daß Menschen, die in sich selbst das Gewissen, das den Wahrheitswillen fordert, gewaltsam unterdrücken, nun auch gewaltsam gegen Andere werden. Sie denken an die verborgenen Nöte ihrer eigenen Glaubensleistung und werden dann erbittert, wenn Andere sich weigern, sich zu vorgeschriebenen Vorstellungen zu bekennen, weil es ihnen widerstrebt, etwas als ihren inneren Besitz auszugeben, was ihnen tatsächlich nicht gehört. Julius Müller, in allen Hauptpunkten einer der wenigen Vertreter der altprotestantischen Orthodoxie im vorigen Jahrhundert, hat vor sechzig Jahren die Hoffnung ausgesprochen, Gott werde unsere Kirche nie so tief sinken lassen, daß man die Zugehörigkeit zu ihr an die Bereitwilligkeit knüpfen würde, sich zu der jungfräulichen Geburt Jesu zu bekennen. Man hörte es damals auch anders, und heute erst recht. Aber heute wird das, was ein hochstehender Mann wie Julius Müller als etwas Schreckliches ansah, auch in weiten Kreisen der Gemeinde in seiner sittlichen Unmöglichkeit empfunden. Es wird schwerer daran getragen oder höhnischer verspottet, daß gerade solche Leute, die so tief gesunken sind, daß sie zuversichtlich für das sittlich Unmögliche eintreten, in großer Zahl als Pfarrer die Kirche regieren und die volle Macht des Staates hinter sich haben. Den guten Willen dieser Leute erkennen wir gern an. Sie wollen wahrlich mit Recht Ordnung in der Kirche sehen, aber sie können dabei offenbar nicht sehen, daß durch die Forderung eines sittlich unmöglichen „Glaubens" und „Bekennens" grade die größte Unordnung in die Kirche kommt. Von einem hohen Kirchenbeamten wurde kürzlich eine Kraftanstrengung berichtet, der da, wo nun einmal das katholische Mißverstehen des Glaubens oder der Religion Vernunft und Gewissen betäubt, das Lob der ehrlichen Konsequenz nicht versagt werden könnte. Er habe in einem Konsistorium verlangt, alle die ein Pfarramt begehrten, sollten einen Revers unterschreiben, worin sie erklärten, daß sie an die übernatürliche Geburt Jesu glaubten.*) Das wäre freilich eine betrübende Nachricht. Wer bei uns Pfarrer werden will, muß sicherlich vor der Kirchenbehörde sich darüber ausweisen, daß er im Stande ist, evangelisches Christentum zu vertreten und Andere dazu zu führen. Wie er das zu machen hat, soll er als Theologe gelernt haben, wenn er Lehrer gefunden hat, die selbst etwas davon wissen. Aber wer einen solchen Revers unterschriebe, würde eben damit beweisen, daß er zwar der evangelischen Kirche von Herzen angehören möchte, aber auf jeden Fall das evangelische, schriftgemäße Verständnis der Religion oder des Glaubens nicht besitzt, das in der Leitung dieser Kirche betätigt werden soll.

Nun ist inzwischen auf einer sehr erfreulich verlaufenen Versammlung in Hannover festgestellt, daß ein solcher Revers niemals in dem dortigen Konsistorium angeregt sei. Indem man für den schwer angegriffenen D. Voigts eintrat, hat man offenbar auch einen solchen Revers als ungeheuerlich bezeichnen wollen. Damit aber trat man in Gegensatz zu dem, was man sonst aus „positiven" Kreisen zu hören pflegt. Wie hat man es da dem Pfarrer ins Gewissen geschoben, er habe sich verpflichtet, an den Inhalt solcher Erzählungen zu glauben! Wir dürfen jetzt also annehmen, daß jene Versammlung in Hannover ihren eifrigen Parteigenossen in Berlin ablehnen würde, der sein Gefolge mit dem Diktum aufpeitschen wollte, wer nicht

*) Dörries, Das System Voigts, S. 13.

„an die Himmelfahrt glaube“, für den könne das Neue Testament keine Autorität haben, denn da stehe diese „Tatsache“. In jener Versammlung herrschte offenbar ein stillerer Geist als bei diesem Berliner Pastor.

Die Nachricht von jenem Revers ist vielleicht einem Mißverständnis entsprungen. Vielleicht sollte damals nur die Erwartung ausgesprochen werden, daß jeder evangelische Pfarrer bereit sein müßte, in unsern Kirchen die Kindheitsevangelien als ein herrliches Mittel zur Verkündigung des Evangeliums zu benutzen. Dann hätte der beabsichtigte Revers einem Mißbrauch der biblischen Ueberlieferung entgegentreten wollen, der ebenso verhängnisvoll ist, wie ihre Verwendung zu einem Gesetz, das in den Menschen das Gewissen erstickt. Die im Namen der Religion geübte Unterdrückung des Gewissens ist freilich das Schlimmste. Denn wer sich für berechtigt hält, nicht auf sein eigenes Gewissen zu hören, kann Gott überhaupt nicht vernehmen. Aber wenn die religiöse Ueberlieferung so entwertet wird, wie es jetzt auch bei vielen Theologen in unserer Kirche zu bemerken ist, so ist das Leben der Religion auch in der höchsten Gefahr. Diese Gefahr ist deshalb so groß, weil sich dabei ein grober Mißbrauch der Ueberlieferung mit dem Schein eines echt protestantischen Grundsatzes schmücken kann. Evangelisches Christentum fordert um seiner innern Reinheit willen, daß die heilige Schrift, durch deren Gaben es sich führen lassen will, der Wahrheitsforschung der ernsten Wissenschaft nicht entzogen werde. Die Art, wie der Papst die Schriftauslegung zu regeln sucht, würde für uns lächerlich sein, wie für jeden zu wissenschaftlicher Erkenntnis entwickelten Menschen. Durch ihre angebliche Verknüpfung mit der Religion wird sie uns ein Aergernis. Aber wenn nun die Einbildung sich verbreitet, daß durch die historische Arbeit es für den Glauben unmöglich werde, in der heiligen Schrift den Grund seiner Zuversicht zu finden, so liegt darin ebenfalls ein Mißbrauch der Ueberlieferung, der eine erschreckende Blindheit für das Leben der Religion verrät. Ohne Zweifel wird für die wissenschaftliche Forschung die Ueberlieferung ein Gewebe von Wahrscheinlichkeiten. Wer das nicht einsieht, kann Wissenschaft wohl in ihren Ergebnissen kennen gelernt haben, aber nicht in ihrer Arbeit. Leider scheint das von der Masse auch derer zu gelten, die an Universitäten studiert haben, und von nicht Wenigen, die an diesen Stätten lehren. Aber wenn nun Andere aus ihrer richtigen Einsicht, daß die Wissenschaft die Ueberlieferung notwendig in Wahrscheinlichkeiten zerfasert, den Schluß ziehen, der christliche Glaube könne in der heiligen Schrift nichts Anderes finden, so gehören diese „Liberalen“ ebenso wie die „positiven“ Römlinge unter uns zu den Todfeinden des Glaubens, der mit den Reformatoren in das Leben der modernen Völker getreten ist. Dieser Glaube freut sich der Erkenntnis, daß ein Mensch mit der Ueberlieferung noch etwas Anderes anfangen kann und soll, als der bloße Historiker.

Die heilige Schrift ist uns nicht nur zur Formulierung historischer Probleme gegeben. Sie soll uns das Bild uralten Glaubens vergegenwärtigen und uns in den Bereich der Kräfte bringen, die ihn schufen. In der durch den Historiker durchwühlten Ueberlieferung kann uns dieser ihr wesentlicher Gehalt bisweilen deutlicher werden, als an den von keiner Wissenschaft berührten Worten. Deshalb beraubt sich der Glaube nicht bloß des guten Gewissens, sondern auch einer unschätzbaren Hilfe, wenn er um seinetwillen die wissenschaftliche Arbeit an der Bibel eingeengt und ihre Methode durch Ziele, die nicht aus ihr selbst entspringen, getrübt sehen will. Diese Verkümmerung und Entkräftung der Religion ist das Charakteristische an der Theologie, die jetzt in Preußen von den Staatsbehörden als die eigentlich kirchliche gefördert wird. Aber so schmerzlich wir diese blinde Gewalt empfinden, die den Wert theologischer Arbeit danach zu schätzen scheint, inwieweit sie eine Scheu vor der Anwendung wissenschaftlicher Methode auf die heilige Schrift betätige, so halten wir doch noch für viel gefährlicher die in den Kreisen der Wissenschaft herrschende Blindheit für den Wert der Ueberlieferung, der, unabhängig von aller Forscherarbeit, in der geschichtlich lebendigen Menschheit wirkt.

Freilich, wenn auch keine schneidende Kritik sich über die Evangelien hergemacht und große Stücke, vor allem die Kindheitsevangelien, des Wertes historischer Dokumente entkleidet hätte, der einfache Fortschritt der intellektuellen Kultur hätte doch bewirkt, daß man sich zu diesen Dingen nicht mehr so stellen kann, wie Luther. Wenn es sich um die Bibel handelte, war für ihn mit dem „Historien wissen“ auch das gegeben, daß er die Inhalte der Historien als Tatsachen sah. Das ist schon in dem ersten Jahrhundert danach anders geworden. Man empfand es nicht mehr als selbstverständlich, das in der Bibel Erzählte als wirklich so geschehen anzusehen. Die Theologie aber brachte es nicht fertig, durch diese Aenderung der geistigen Gesamtlage den Glauben der Bibel und Luthers, oder das christliche Leben selbst unversehrt hindurchzubringen. An die Stelle der unbefangenen Vertiefung in geschenkte Tatsachen trat der Wille, sich selbst dadurch Tatsachen zu verschaffen, daß man an die Ueberlieferung „glaubte“. In der Rückkehr nach Rom, die damit ihren Anfang genommen hatte, beginnen wir jetzt Halt zu machen mit einer einfachen Frage, die von Anfang an das sittlich allein Mächtige gewesen war. Wir fragen uns, was auch uns aus dieser Ueberlieferung als eine uns geschenkte Tatsache, also mit der vollen Gewalt des Selbsterlebten berührt und durch seinen Gehalt Glauben nicht bloß von uns fordern, sondern auch in uns schaffen kann. Das ist ohne Zweifel zunächst der in der Bibel sich aussprechende Glaube selbst. So stark wie sonst nirgends in der nicht durch diese Ueberlieferung genährten Menschheit vernehmen wir da das in schweren Kämpfen sich durchringende Vertrauen zu einer heiligen Güte, die den Menschen in Freude und Trauer erziehen und in die Höhe bringen will. Ich denke, auch der noch so kritisch gestimmte Historiker, überhaupt jeder Mensch, dem die Welt der Geschichte noch nicht ganz verschlossen ist, kann das als eine Tatsache sehen, die er selbst erlebt. Es handelt sich für uns dieser Tatsache gegenüber nicht darum, ob wir „an sie glauben“, sondern ob wir sie als die erstaunliche Erscheinung eines befreiten, wunderbar reichen Menschenlebens beachten und brauchen wollen. Sind wir überhaupt als Menschen erzogen, so stehen in unserer Erinnerung Erscheinungen ernster Güte, die für uns duldete, die dadurch den Zugang zu unserer Seele fand und uns aus tiefer Vereinsamung befreite. Dadurch wird es uns möglich den Glauben der Bibel in seiner Kraft zu verstehen. Wir haben es dann auch einmal erfahren, daß die Erscheinung solcher Güte uns im Innersten bezwang und uns in solchem Moment das Allgewaltige wurde, der Schöpfer des Lebens. Aber wenn wir den Glauben der Bibel so in seiner Wahrheit verstehen, so wird uns alsdann der mächtigste Gehalt der Bibel als eine völlig wunderbare, aber unleugbare Tatsache sichtbar werden. „Der um seiner Liebe willen Gekreuzigte“ wird dann, wenn wir festhalten an dem Besten, was wir empfangen haben, bald vor uns stehen als die reine aus uns unmeßbaren Tiefen stammende Erscheinung der Kraft, die den Glauben oder wahrhaftiges Leben schafft. Dann ist uns die Ueberlieferung der heiligen Schrift zur Offenbarung Gottes geworden. Sie als die Kundgebung des uns erlösenden Gottes verstehen, wird ja wohl der richtige Gebrauch der Ueberlieferung sein.

Können wir sie so gebrauchen, so merken wir bald, daß alle Weltmächte uns dienen müssen, auch das Kirchenregiment der Landeskirche, der wir angehören. Wir schulden ihm in dieser unserer Stellung Gehorsam. Wenn es also bestimmte Teile der biblischen Ueberlieferung, wie es durch das Apostolikum geschieht, als besonders wichtig für das in dieser Kirche versammelte Volk herausheben darf, so gehorchen wir ihm darin, daß wir das, sofern es wirklich biblisch ist, zur Verkündigung der in Jesus uns erschienenen Macht des uns erlösenden Gottes oder des Evangeliums gebrauchen. Das soll uns wohl bei den herrlichen Kindheitsgeschichten und bei den Erzählungen von den Erscheinungen des Auferstandenen, zu denen sich das einfache ὤφθη der Anfangszeit*) erweitert hat, nicht schwer werden. Wie die Kraft Jesu die Phantasie der wirklich von ihm ergriffenen und von der Erinnerung an ihn getragenen Menschen

*) 1. Kor. 15, 5. 6. 7. 8: „er ist erschienen.“ D H

erregt und gebändigt hat, wird Jeder, der ihn selbst sehen durfte, daraus merken. Ob sich dagegen alle diese Dinge so ereignet haben, wie sie da erzählt sind, kommt wenig in Betracht. Die Zuversicht zu Gott, die durch die in der Welt zertretene, aber von den Seinen nicht lassende Liebe Jesu in uns geschaffen wird, hängt an solchen Dingen nicht. Wenn diese Zuversicht wirklich unser Ein und Alles ist, so suchen wir nichts Anderes als Jesus selbst und den in ihm uns erlösenden Gott. In die Kämpfe der historischen Wissenschaft wollen wir diesen unsern Glauben nicht werfen. Aber die Ueberlieferung, an der diese Wissenschaft pflichtmäßig ihre Kritik übt, halten wir in ihrer durch solche Arbeit unzerstörbaren Bedeutung für unsern Glauben fest. Sie macht es uns möglich, das als eine von uns erlebte Tatsache zu fassen, was uns wichtiger bleibt als Alles, was aus unerforschlichen Tiefen jemals über uns kommen kann.

Wilhelm Herrmann

Mariä Kräuterweihe

Es begegnet uns mitunter, daß wir Zeitungsannoncen finden „Eine Magd gesucht auf Petritag" oder daß ein Markt angesetzt wird auf „Andreastag". Dann müssen wir uns erst in unseren Kalender übersetzen, welche Tage damit gemeint sind; denn wir haben den Zusammenhang mit dem alten, festefrohen katholischen Kalender verloren. Wir kennen wohl noch einzelne der alten Bezeichnungen, wie Michaelis oder Martini; aber die Mehrzahl ist uns fremd geworden. Was bedeutet uns heute noch Mariä Kräuterweihe? Wir lesen den Namen wohl einmal am 15. August, aber wir wissen nicht mehr, wieviel freundliche Vorstellungen sich einst mit diesem Tage verbanden.

Mariä Kräuterweihe ist ein den Deutschen eigentümliches Fest, in der übrigen katholischen Welt kennt man es nicht, da feiert man am 15. August nur Mariä Himmelfahrt. Unter diesem Namen ist der Tag auch bei uns bekannt, aber heimeliger ist doch die andere Bezeichnung. Sie deutet an, wie die Deutschen sich nicht an den Erzählungen der Evangelien genügen ließen, wie sie bei dem Versenken in die heilige Geschichte sich die Ereignisse ausmalten und wie sie die ihnen lieb gewordene Person der Maria in Beziehung setzten zu ihrer Umgebung, zu der ihnen vertrauten Natur. Wie zart gibt das Volkslied dies wieder, wenn es z. B. den Gang der jugendlichen Maria schildert:

Die Morgenröt, so kühl und naß,
die schönen Blumen, Laub und Gras
sich alle freundlich neigen;
weil dieses Kind mit Gütigkeit
erquicket ihre Mattigkeit,
sie ihren Dank so zeigen.

Oder wenn es Maria, Weh im Herzen, den Sohn suchen läßt:

Maria, die wollt wandern,
wollt alle Land ausgehn
und suchen ihren Sohn.
Was begegnet ihr auf der Reise?
Sankt Petrus, der heilige Mann,
ganz traurig schaut's ihn an:
„Habt Ihr denn nicht gesehen
mein allerliebsten Sohn?
Ich such ihn lange schon."

Und unter dem Kreuz erwartet die gequälte Mutter, daß auch die Natur ihre Trauer teilt:

„Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast,
mein Kind hat weder Ruh noch Rast,
nun bieg dich, Laub, nun bieg dich, Gras,
laßt euch zu Herzen gehen das."
Die hohen Bäume, die biegten sich,
die hohen Felsen zerkliebten sich,
die Sonn verliert ihren klaren Schein,
die Vögel lassen ihr Singen sein.

So malt sich das Volk in liebevollem Nachempfinden aus, was Maria auf ihrer ersten einsamen Wanderung über das Gebirge erlebte, welche Empfindungen die Mutter bewegten auf ihrer letzten schweren Reise.

Es nimmt uns nun auch gar nicht Wunder, daß sich um die Mutter des Herrn ein zartes Gewebe von Sagen spann. Alltägliche Ereignisse und doch durch die heiligen Personen über den Alltag hinausgehoben, Ereignisse, fern im Orient geschehen und nun vom Volk unwillkürlich in die Nähe gezogen und in seiner Umgebung lokalisiert — so stellen sich uns die Marienlegenden dar. Es ist dabei oft von Wanderungen der Maria die Rede, sie wandert nach der Verkündigung zu Elisabeth über das Gebirge (Luk. 1, 39. 40), sie flieht mit Joseph und dem Kinde nach Aegypten (Matth. 2, 14) und, um bei Jesu Tode anwesend zu sein, zieht sie hinauf nach Jerusalem.

Wo das Volk nun die Legende geschaffen hat, da hat es das ferne, nicht näher bezeichnete Gebirge mit dem ihm nächstliegenden verquickt. Den Schlesiern ist es das Riesengebirge, den Böhmen das Erzgebirge, den Hessen der Vogelsberg, den Thüringern ihr Waldgebirge, den Steiermärkern, Tirolern und Schweizern die Alpen. Ueberall finden sie auf ihren Gebirgen die Spuren von Marias Wanderung: der Oberhesse zeigt am Wintersberg eine krippenähnliche Vertiefung im Felsgeröll, in die das Christkind von seiner Mutter gebettet wurde anläßlich einer Rast auf der Flucht. Ebenso zeigt der Böhme in der Räumer, einem Tal am Hausberg, einen Stein, über den Maria strauchelte und dabei ihren Fuß in den Stein eintrat. Der Schlesier singt: „Ufm Berga da giht dar Wind, da wiegt de Maria ihr Kind mit ihrer schlohengelweißen Hand, se hat och derzu keen Wiegenband." Die Alpenbewohner wissen auf Weg und Steg noch die Pflanzen zu weisen, die sich der Mutter Gottes dienstbar erzeigten: der Dornenstrauch wurde mit den wilden Rosen geschmückt, weil er seine Zweige darbot zum Windeltrocknen; der Haselstrauch breitete seine Zweige schützend über Maria, als ein schweres Wetter hereinbrach: zum Lohn dafür erhielt er die Gabe, daß nie der Blitz in ihn einschlagen darf. Der Feldthymian diente Maria zum Teppich, als sie sich ermattet niederließ, deshalb ist ihm besondere Kraft geschenkt worden, er gilt heute noch als stärkende Pflanze. Der Salbei, der sich ausdehnte, um mit seinen Blättern Maria vor den Augen der Verfolger zu verbergen, erhielt Heilkraft selbst gegen den Tod.

Verlassen, oft verfolgt von den Menschen, hat Maria nur die Natur zur Trösterin, Tiere und Pflanzen wetteifern darin. Die Schwalbe flog ihr zur Seite, um sie zu geleiten, die Nachtigall sang das Christkind in den Schlaf, dafür haben beide Vögel den Beinamen Muttergottesvöglein bekommen. Aus den Tränen, die Maria auf der Flucht vergoß, entstand das Marienblümchen (sonst Gänseblümchen). Auf die Mariendistel fiel ein Tropfen von Mariens Milch, seitdem sind ihre Blätter nicht mehr grün, sondern weiß. Als Maria bitterlich weinend nach Jerusalem zog, entstanden aus ihren Tränen die Mariennelken (Lychnis flos cuculi) und die Marientränen (Drosera), die als zarte Tropfen an den Blättern der Pflanze hängen blieben. Unserer lieben Frauen Mantel (Alchemilla) und Frauenschuh (Cypripedium) erinnern in der Form ihrer Blüten noch an die Kleidung Marias. Den Schleier Marias entführte der Wind und warf ihn als Marienfäden oder Liebfrauensommer wieder über das Land. Die Kräuter, die den Namen Unserer lieben Frauen Bettstroh tragen, dienten Maria als Lagerstätte bei der Geburt Jesu, es werden mit diesem Namen Labkraut, Rainfarn und Feldthymian bezeichnet, auch Waldmeister rechnet mitunter dazu. Sie insbesondere gehören zu den mit Heilkräften begabten Kräutern, die am 15. August in der Kirche geweiht werden, um dann in Haus und Hof mannigfache Verwendung zu finden. Will man einen vollständigen Weihbuschen oder Krautbusch haben, so muß man 9 oder 24 verschiedene Kräuter pflücken; diese werden nach der Messe vom Priester mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch beräuchert; dann gelten sie unter dem Dache aufgehängt oder auf dem Herd verbrannt als Schutz gegen den Blitz, im Bett aufbewahrt als Heilmittel gegen Fieber, als Hilfe für die Wöchnerin; auch sichern sie dem Kinde, in dessen Wiege sie liegen, gutes Gedeihen und halten ihm böse Einflüsse fern.

Der Brauch ist seit Alters bei den Deutschen bekannt, er wurde schon geübt, ehe das Christentum in Deutschland seinen Einzug hielt. Ein älterer katholischer Schriftsteller sagt darüber:

„daß unsere Vorfahren einigen Kräutern eine gewisse Zauberkraft beilegten und aus denselben sich Bündel »Krautwische, Würzwische« machten, die sie an ihren Betten aufbewahrten. Um diese abergäubische Sitte in einen besseren Gebrauch umzuwandeln, ließen unsere deutschen Bischöfe gerade an dem Tage, wo das Volk die Kräuter zu sammeln pflegte, die gesammelten Kräuter oder Bündel »Krautwische« zur Ehre der Jungfrau Maria auf die kirchliche Weise einsegnen." Wenn der Brauch demnach erst später in eine Huldigung für die Jungfrau Maria verwandelt wurde, so müssen wir fragen, wem zu Ehren er wohl vorher geübt wurde? Hier geben uns die Pflanzen, die wir in den Marienlegenden kennen lernten, z. T. Aufschluß. Die „Marienträne" heißt in der nordischen Sage „Freyjastränen", das Farnkraut „Mariengras" heißt auf Island „Freyjuhar", die wilden Rosen waren vordem der Holde = Holle heilig, ebenso waren Labkraut und Feldthymian ihr geweiht. Ein Bündel dieser Kräuter ins Bett gelegt, sicherte den Wöchnerinnen den Beistand Holdes bei der Geburt — dieser Brauch wurde schon auf der Synode zu Lestines 743 als verwerflich verurteilt. Zieht man dies alles in Betracht, so ist es auch verständlich, daß Maria so eng mit den Anschauungen des Volkes verwuchs: sie trat in vielen Sagen nur an die Stelle einer anderen hehren Frau, der Freyja oder Frigg-Holde. Die Kirche begünstigte diesen Prozeß, denn durch den veränderten Namen hoffte sie, auch die heidnische Vorstellung in eine christliche zu verkehren. In gewisser Weise wurde die Kirche sogar die Veranlassung zu der Gleichsetzung Maria = Holde, denn die Bilder und Beinamen, die sie für Maria gebrauchte, mußten oft in dem Volk die Erinnerung an die alten Mythen über Holde wachrufen. So wenn das Melker Marienlied Maria anredete als

Des Himmelreiches Königin,
des Paradieses Pförtnerin,
— — — — — — — —
Brunnen, der versiegelt ist,
Garten, der geschlossen ist.

Und wenn das Responsorium am 15. August lautete: „Ich sah die Holdselige herabsteigen wie eine Taube über die Ufer der Gewässer; ihre Gewande dufteten von dem köstlichsten Wohlgeruche und wie in Frühlingstagen umkränzten sie Rosen und Lilien", so übersetzte sich das Volk dies in die ihm geläufigen Vorstellungen und sang:

sie stund einer Blume gleich zu schauen,
die grünend steht auf Wiesenauen
und Lichtglanz sprenget in die Weite.

oder rühmte von ihr:

Sie sitzt auf einem hohen Thron,
mit Sonnenschein umgeben,
zwölf Stern ihr Kron,
ihr Kleid von Goldgeweben.

Wer konnte es verhindern, daß bei diesen der Maria gesungenen Lobliedern das Bild der Holde in den Gedanken der deutschen Christen lebendig wurde, der hohen Göttin, die in ihrem leuchtenden Wagen über das Himmelsgewölbe fuhr und Herrin war über Regen, Schnee und Sonne, der Göttin, die durch die Flur schritt, den Flachs auf dem Felde segnete und die fleißige Spinnerin gütig belohnte, der freundlichen Kinderbewahrerin, die die verstorbenen Kinder um sich sammelte und die neugeborenen aus ihrem heiligen Brunnen zur Erde heraufbrachte? Von dieser Göttin hat Maria mehr als einen Zug überkommen; wir finden Holde namentlich überall da wieder, wo Maria als Herrin des Himmels erscheint und wo sie im Brunnen als Herrin des Kinderreichs waltet.

Beide Vorstellungen kehren noch vielfach wieder, wir können als Beweis dafür besonders Volkslieder anführen. Schon die Landsknechte baten:

Unser liebe Frau vom kalten Brunnen,
belcher uns armen Landsknechten ein warme Sunnen,
daß wir nit erfrieren . . .

Ebenso singen die Kinder bei drohendem Regen noch jetzt in Mähren und Preßburg:

Liabi Frau, machs Türl auf,
laß die liabi Sunn herauf,
laß in Regn drina,
laß in Schnee verbrina,
d' Engarln sitzen hinterm Brunn,
wart'n auf die liabi Sunn.

Bei der Kräuterweihe am 15. August heißts in Bayern:

Renga, renga, Tropfa!
schö blüat da Hopfa,
schö blüats Himalkraut,
liabi Frau, machs Türl auf,
laß'n Reng nei,
laß raus'n Sonnaschei!

Man schickt wohl auch den kleinen Marienkäfer, Sonnenkäfer, gen Himmel:

Frauenkühle, steig aufs Stühle,
flieg in Himmel nauf und bring gut Wetter rus!

Dann gewährt Maria-Holde die Bitte:

Da kümmt Maria Moder
mit dem goldnen Broder*)
hät e Stöckelschen an der Hang (Hand),
drievt de Walken no Brabang.

So ist Maria ganz zur Himmelskönigin geworden: „der Regenbogen ist der Saum ihres Gewandes, der Schnee ist das Ingefieder ihres Bettes", Maria ist Herrin der Sonne, die jeden Samstag einen Augenblick scheinen muß, damit ihr Schleier trockne. Sie ist Herrin über Blitz und Donner: wirft sie mit goldenen Kugeln, dann zuckt der leuchtende Schein über die graue Wolkenwand, und fährt sie im goldenen Wagen spazieren, so klingt das Rollen der Räder bis auf die Erde hinunter. Wem ist bei solcher Schilderung nicht die Sage gegenwärtig, in der ein armer Handwerker Holdes zerbrochenen Wagen ausbessert, zum Lohn die abgefallenen Späne erhält (die sich später in Gold verwandeln), während die Leute unten im Tale bei dem Rollen des Donners meinen, Holde fährt am Himmelsgewölbe entlang?

Mit den heidnischen Nornen ist Maria verflochten worden in dem aus Des Knaben Wunderhorn bekannten Kinderlied:

Kling, kling, Glöckchen,
im Haus steht ein Döckchen,
im Garten steht ein Hühnernest,
stehn drei seidne Döckchen drin,
Eins spinnt Seiden,
eins flicht Weiden,
eins schließt den Himmel auf,
läßt ein bischen Sonn heraus,
läßt ein bischen drin,
daraus die Liebfrau Maria spinn
ein Röcklein für ihr Kindelin.

Da sieht man noch deutlich, wie an die Stelle der göttlichen Spinnerin Holde nur der Name Maria gesetzt wurde, der Mythus aber unverändert bestehen blieb. Ebenso erkennen wir, trotz des veränderten Eingangs in der reizenden Tiroler Schilderung noch immer Holdes sanftes Walten im Kinderreiche:

Mutter Gottes tut Wasser tragen
mit goldenen Kannen
aus dem goldenen Brünnel.
Da liegen viel drin,
sie legts auf die Kissen
und tut sie still küssen
und tut sie schön wiegen
auf der goldenen Stiegen.

Die Vorstellung der aus dem Brunnen Segen spendenden Göttin saß so fest, die Verehrung, die ihr an diesen Stätten gezollt wurde, war so eingewurzelt, daß die Priester, um sie zu ersetzen, sogar neben die alten Heiligtümer neue in Gestalt von Kirchen bauten. Die vielen Wallfahrtsorte Mariabrünnl, Mariaborn, Mariaspring, Mariensee, Marialaach, Mariabrunn, — selbst ein Oberhollabrunn hat sich dazwischen erhalten — verdanken der alten Holdeverehrung ihre Entstehung. Oft hat sich an ihnen auch der alte Glaube unverändert erhalten: so erbitten in Marienborn in Rheinhessen die Frauen noch heute von dem wundertätigen Marienbild Kindersegen.

*) Im heidnischen Mythus ist hier Freyr, der Bruder der Freyja, gemeint.

Ging auch der Name der Göttin meist in den Sitten und an den Kultstätten verloren, so finden wir doch in dem Bilde der Frau, die an ihre Stelle gesetzt wurde, die Züge wieder, die einst unsere Vorfahren in ihrer Göttin verehrungswürdig fanden: Frauenreinheit und Tugend, Milde, Güte und Fleiß. Die beiden hehren Frauengestalten verschmolzen den Deutschen in eins, und rühmend sangen sie nun von der mit Holdezügen geschmückten Maria:

Sie ist der frowen krone,
sie ist der megde kranz,
sie ist der engel lone,
sie ist der himel glanz,
weder sunne noch der mone
mag ihr gelichen ganz.

Helene Glaue

Gabriel Schillings Flucht

Diese Zeilen werden in den Druck gehen, wenn Gerhart Hauptmanns fünfzigstes Lebensjahr zu Ende geht (der Dichter ist am 15. November 1862 zu Salzbrunn geboren worden). Und wenn man dem Werk nachsinnt, das der Fünfzigjährige vollbracht hat, und wenn man ihn und es unwillkürlich in das Schrifttum unserer Tage vergleichend hineinstellt, so kommt man, oder besser komme ich, zu einem merkwürdigen Ergebnis.

Im Gegensatz zu vielen Andern halte ich unsere Zeit in der Dichtkunst für reich. Ich empfinde die immer noch weiter wirkende lyrische Entwicklung, die mit Liliencron begann, von Falke, Dehmel und Andern, Jedem in seiner Art, weiter geführt wurde, als lebendige Kraft; ich sehe im Epos Spittelers, im Roman und in der Novelle so manches Jungen mehr als nur verheißungsvolle Ansätze, vielfach reife Kunst. Das Bild unseres neueren deutschen Dramas aber scheint mir wenig hoffnungsvoll und gar nicht reich. Ich halte das für gar kein Unglück, denn nicht jede Zeit ist berufen, auf allen Gebieten der Dichtung gleich Starkes hervorzubringen; aber ich möchte diese meine Anschauung betonen, weil der Glanz und Zauber der Bühne allzu Viele ablenkt und dadurch das Urteil über unsere Dichtung überhaupt beirrt wird. Die Dramatiker, die mit der Bewegung von 1889 emporkamen, haben uns seit langem enttäuscht. Und unter den Jüngeren, den Neuromantikern, den Neuklassikern, den Neuhistorikern, sind gar zu viele verkappte Lyriker und Novellisten, aber kein einziger geborener Dramatiker. Schmidtbonn und Eulenberg, Scholz und Paul Ernst, Stucken und Ludwig, Hofmannsthal, Erler und so mancher Andere noch — sie Alle besitzen nicht die selbstverständliche Kraft, uns durch die besonderen Gaben des Dramatikers empor- und mitzureißen. Von den drei stärksten und unbedingt dramatischen Beanlagungen der jüngsten Literatur sind zwei, Stavenhagen und Rosenow, in der Blüte ihrer Jahre abberufen worden — vielleicht, daß in Karl Schönherr, den wir durch die starke Wirkung seines letzten Dramas zuerst allerdings ein wenig überschätzt haben, doch noch ein ebenbürtiger Nachfolger heranwächst. Wedekind, von Haus aus unzweifelhaft hoch begabt, ist jetzt (von der Art seiner Stoffe einmal ganz abgesehen) in völligen Dilettantismus hineingeraten. So bleibt manch schöner Wurf — ich rechne dazu Carl Hauptmanns „Moses“ —, manch hochfliegende Natur, wie die einsame Erscheinung von Gertrud Prellwitz; aber schließlich erscheint als die Geschichte des neuesten deutschen Dramas doch immer wieder nur die Geschichte Gerhart Hauptmanns. Er allein hat den Umkreis der Möglichkeiten vom geschichtlichen Massendrama bis zur breiten Volkskomödie, vom sozialen Familienschauspiel bis zum psychologischen Einzeldrama durchmessen. Er allein ist, ein durchaus heimatlich bestimmter Dichter, auf dem Erdboden so gut wie in der Märchenwelt zu Haus und hat noch vor wenig Jahren mit seinem völlig verkannten Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt“ eine auch geistig sehr hoch stehende dramatische Verbindung von erdhaftem Realismus mit Steigerung ins Jenseits gegeben. Und selbst da, wo man ihm nicht folgen kann (vielleicht mit Ausnahme von „Kaiser Karls Geisel“) ergreift er immer wieder durch die leidenschaftliche Menschenbeobachtung und die Sicherheit, mit der er die menschlichen Züge zum dramatischen Gebilde ordnet.

Und so ist es mir denn auch mit „Gabriel Schillings Flucht“ (Berlin, S. Fischer 1912. 3, gebunden 4 Mk.) ergangen. Ich verkenne die Schwächen des Stückes keineswegs. Und der Dichter selbst hat ja das im gleichen Jahr mit der „Pippa“ (1906) entstandene Werk ursprünglich nicht an den Tag und auf die Bühne hinausgeben wollen. Es handelt sich nur um die Katastrophe einer Entwicklung, nicht mehr um diese selbst. Wir sehen nur eine letzte Wiederholung dessen, was in Gabriel Schillings Leben schon so oft geschehen ist, und diese letzte Wiederholung bringt diesmal den Tod, den sie schon früher, den sie erst später hätte herbeiführen können. Und dennoch greift der Vorgang hier bis in die letzten Tiefen menschlichen Mitgefühls und baut sich in einzelnen Szenen mit der triebhaften Sicherheit des geborenen Dramatikers auf. Der unglückliche Künstler hat eine falsche Ehe geschlossen, eine Frau gefunden, die nicht wirklich mit ihm leben kann, und ist dann an eine russische Jüdin geraten, die etwas Vampyrhaftes hat, das aber ohne jede falsche Uebersteigerung gegeben ist. Er glaubt sich von ihr befreit zu haben, flüchtet auf eine stille Ostseeinsel, sie eilt ihm nach, und sein allzu straff gespanntes Leben zerreißt. Wunderbar fein ist das in die Natur der Ostseeinsel hineingestellt; wir meinen Meeresrauschen zu hören und Dünenluft zu atmen, wie uns in den „Webern“ der dumpfe Druck der Armenhütte beklemmt, vor dem Blockhaus des alten Wann die reine Luft der Gebirgshöhen erquickt hat. Und mit feinster dramatischer Berechnung ist dem unseligen Schilling, dessen Wert wir wohl spüren, die derbere Gestalt eines andern Künstlers gegenüber gestellt; auch er scheint für einen Augenblick an ein Seitenstück zu jener Russin zu entgleiten, aber ihm ist Episode, was dem Andern Schicksal wird, und er hebt sich durch die Kraft einer gesunden Liebe selbst wieder empor. Auch die rassenhaften Gegensätze sind vorzüglich herausgebracht. Und in tiefster Bewegung, ahnungsvoll von Anfang an, erleben wir diesen Ausklang eines Schicksals am Meere mit.

Wie oft ist Gerhart Hauptmann in den dreiundzwanzig Jahren seit „Vor Sonnenaufgang“ nicht entgegengerufen worden, daß es mit ihm zu Ende sei, daß der Schlachtruf „Los von Hauptmann“ ertönen müsse — auch das ein Zeichen entfesselten Literaturbetriebes und einer übersteigerten Theatersucht, die immer nach Sensationen hascht. Wer mit deutscher Geduld reifen läßt und reifen ließ, hat sich durch ihn noch nie betrogen gesehn, und ein Dichter, der gewissermaßen nebenbei ein Werk wie dies hat schaffen und zugleich eines wie „Und Pippa tanzt“ hat vollenden können, steht so hoch, daß all solch absprechendes Gerede an ihn nicht heranreicht. Er ist uns in den letzten Jahren nun auch noch der Dichter des „Emanuel Quint“ geworden und hat erwiesen, daß er auch auf anderm Gebiet als dem dramatischen mit der ganzen Stärke und Feinheit seiner Anlage heimisch ist. So grüße ihn am fünfzigsten Geburtstage die Zuversicht, die er selbst uns gegeben hat, und der Wunsch, daß wir noch vieles Schöne und Starke von ihm erhalten mögen.

Heinrich Spiero

Die Lage der Armenier in der Türkei

Der eben ausgebrochene Balkankrieg hat die Augen Europas wieder einmal und schärfer als sonst auf das türkische Reich gerichtet. Man ist in Deutschland aus wirtschaftlichen und politischen Gründen türkenfreundlich und nimmt leicht von vorn herein gegen die Balkanvölker Partei. Zumal seit der Krieg ausgebrochen ist, ist vielen vollständig in den Hintergrund getreten, was für Bulgarien und Griechenland vornehmlich, daneben aber auch für Serbien und Montenegro die eigentliche Veranlassung zur Kriegserklärung gewesen ist. Man ist bei uns geneigt, in den Klagen über die Behandlung der christlichen Bewohner Mazedoniens nichts weiter zu sehen, als einen willkommenen Vorwand zum Kriege, man sieht in der Forderung nach christlichen Gouverneuren in Provinzen, in denen die Christen die Mehrheit bilden, eine unberechtigte Ein-

mischung in die inneren Verhältnisse eines fremden Staates und vergegenwärtigt sich nicht, daß diese Forderung schon seit vielen Jahrzehnten erhoben worden ist, daß Mazedonien bis zur Einführung der türkischen Verfassung unter europäischer Kuratel stand und daß erst das Vertrauen zum jungtürkischen Regiment der Türkei die ungehinderte Verwaltung dieser Provinz zurückgegeben hat. Der Balkankrieg ist eine Quittung auf die Unfähigkeit der jungtürkischen Regierung, im eigenen Lande geordnete und gesicherte Zustände herzustellen. Keine der verschiedenen jungtürkischen Regierungen — und in dem Sinne, daß sie die westliche Zivilisation in das ottomanische Reich einzuführen trachtet, ist auch die jetzige Regierung jungtürkisch — hat den ernsten Willen gehabt, ihren christlichen Untertanen die in der Verfassung versprochene Gleichberechtigung zu gewähren. Das ist am deutlichsten zutage getreten in der Behandlung der Armenier.

Die Armenier im türkischen Reiche sind gegenwärtig in großer Aufregung. Kurz vor Beginn des Krieges, am 16. September, haben der armenische Patriarch in Konstantinopel Arscharuni und der Beirat des Patriarchats ihre Aemter niedergelegt. Ueberall in der Welt, wo Armenier wohnen, in Sofia und Kairo wie in Paris und London werden Protestversammlungen abgehalten. Der Abt der armenischen Mönchskongregation der Mechitharisten in Wien hat eine Audienz bei dem Minister des Aeußeren Grafen Berchtold nachgesucht und die Intervention Oestreichs zugunsten der Armenier erbeten.

Was ist geschehen? Zwar solche Hekatomben von Menschenopfern, wie 1895 und 96 in Wan, Bitlis, Charput und Diarbekir oder wie 1909 in Adana sind nicht dargebracht worden. Aber es sind genug schreckliche Taten geschehen, um das Volk im Innersten zu erregen und die Furcht, es möchte wieder zu Massakers kommen, in ihm aufkommen zu lassen. Der armenische Patriarch hat zu Anfang des Jahres der Regierung eine Liste von 280 Mordtaten eingereicht, die allein im Laufe der letzten zwei Jahre an Armeniern begangen worden sind. Noch Ende August wurden im Dorfe Kurtz bei Wan 7 Armenier von dem Kurdenhäuptling Mir-Mehe hingeschlachtet. Im September sind die Kurden bis in die Städte vorgedrungen und haben in Bitlis zwei Armenier, einen desgleichen in Musch, in Diarbekir den angesehenen armenischen Notabeln Kazazian Hanna in vollster Oeffentlichkeit ermordet. Das hat die übergroße Geduld der Armenier schließlich erschöpft und sie auch an dem konstitutionellen Regime in der Türkei verzweifeln lassen.

Unter Abdul Hamid waren die Armenier gezwungen gewesen, zur Selbsthilfe zu greifen. Gegenüber den fortwährenden Ueberfällen der Kurden, die als irreguläre Truppe von der Regierung bewaffnet worden waren, während allen übrigen türkischen Untertanen das Waffentragen verboten ist, hatten sich armenische Banden, die Fedaïs, gebildet: ein Akt der Notwehr zum Schutze von Leben und Eigentum ihrer Volksgenossen. Sofort bei Einführung der Verfassung legten die Fedaïs die Waffen nieder. Es war ja Gleichheit aller Staatsbürger verkündet, die Armenier sollten dieselben Rechte haben wie die Muhammedaner, sie wurden zum Heeresdienst zugelassen, bekamen das Recht, zum Parlament zu wählen, ein Armenier saß im Ministerium. Eine kurze Zeit schien es wirklich, als sollten bessere Zustände einkehren. Wir haben sichere Nachrichten, daß die Kurden sich zunächst ruhig verhielten und nichts gegen die Armenier zu unternehmen wagten. Aber bald sahen sie, daß die Regierung sie nicht hinderte, ihren räuberischen Instinkten nachzuleben; sie fingen aufs neue an, die armenischen Dörfer zu plündern, die Bauern zu drangsalieren und viele von ihnen zu ermorden.

Dazu kam eine neue Schwierigkeit. Unter Abdul Hamid waren viele Tausend Armenier ausgewandert, nach Persien und Aegypten, nach Europa und besonders nach Amerika, die nun im Vertrauen darauf, daß im Lande ihrer Väter gesetzliche Zustände geschaffen wären, nach der alten Heimat zurückzukehren begannen. Die meisten waren in größter Eile unter Zurücklassung ihrer Grundstücke und ihrer Habe geflüchtet, um nur das nackte Leben zu retten. Von der konstitutionellen Regierung erwarteten sie Wiedereinsetzung in das gesetzlich ihnen zustehende Eigentum. Unterdessen aber hatten sich die Kurden der verlassenen Häuser und Grundstücke bemächtigt und weigerten sich, ihren Raub wieder herauszugeben. Viele der in den letzten Jahren geschehenen Mordtaten sind auf Streitigkeiten aus Anlaß dieser sogenannten „Landfrage" zurückzuführen. So wurde bald die Klage laut, daß die Zustände nicht besser, eher schlimmer geworden seien als zu den Zeiten Abdul Hamids. Man greift nicht zu hoch, wenn man 400 Armenier rechnet, die seit den grauenvollen Vorgängen in Adana im April 1909 durch die Hand der Kurden einen oft martervollen und grausamen Tod gefunden haben. Hand in Hand damit gingen Brandschatzungen und Plünderungen. Im Oktober v. Js. bemächtigten sich die Kurden des armenischen Klosters Surb Hatsch bei Bitlis, im November wird das Dorf Karissank bei Bitlis geplündert, einem Bauern die Ohren abgeschnitten, 1500 Hammel weggetrieben. Aus Seerd wird am 15. Januar berichtet, daß die Räuber 528 Hammel, alle Gerätschaften, Kleider, Wäsche und Betten der Einwohner mitgenommen haben. Und so geht es weiter. Wochenlang sind die Straßen gesperrt, weil die kurdischen Banden alle Eingänge zu den Dörfern besetzt halten. Die Armenier müssen in Angst und Schrecken leben, viele von ihnen ergreifen den Wanderstab und verlassen ihre über alles geliebte Heimat. Jeder Dampfer, der aus der Levante kommt, ist voll von armenischen Auswanderern: ein einziges Schiff der Compagnie Paquet landet 350 dieser Flüchtlinge in Marseille, von wo sie nach Brasilien, Argentinien und anderen Ländern streben. Man kann es dem armen Volke nicht verdenken, daß es, nachdem es zweimal in den letzten zwanzig Jahren die furchtbarsten Blutbäder erlebt hat, die die Geschichte des letzten Jahrhunderts kennt, bei dem Zunehmen der Unsicherheit im Lande und dem immer frecher werdenden Auftreten der Kurden ein neues Massaker befürchtet.

Die Armenier haben alles versucht, was in ihrer Macht stand, um auf gesetzlichem Wege eine Abstellung der kurdischen Greueltaten zu erreichen. Es vergeht kein Monat, ohne daß die Konstantinopeler Zeitungen von Eingaben des Patriarchats, von persönlichen Vorstellungen des Oberhaupts der türkischen Armenier wie ihrer parlamentarischen Vertreter bei der Regierung zu berichten hätten. Ich zähle allein aus den ersten neun Monaten des laufenden Jahres 25 solcher Proteste. Noch am 18. September hat der Patriarch ein ausführliches Memorandum an das Ministerium gerichtet. Er hat die wechselnden Großveziere, die Minister der Justiz, des Innern, des Kriegs, zuletzt sogar den Scheich ül Islam besucht, ihnen die Lage dargestellt und um Abhülfe gebeten. Am 5. September hat er dem Großvezier und dem Justizminister erklärt, er komme zum letzten Male; wenn die Regierung nicht wirksame Maßregeln ergreife, werde er das Patriarchat und die armenischen Kirchen schließen. Am 6. September trat die armenische Nationalversammlung zusammen: sie faßte den Beschluß, noch acht Tage zu warten, ob die Regierung von den reichlich gegebenen Versprechungen zu Taten übergehen werde. Aus den acht sind vierzehn Tage geworden. Dann haben der Patriarch und sein Beirat den letzten auf gesetzlichem Boden noch möglichen Schritt getan und ihre Aemter niedergelegt.

Man hat versucht, die Greueltaten abzuleugnen. Die Gouverneure depeschieren auf die armenischen Alarmnachrichten hin jedesmal, es sei Alles ruhig und in schönster Ordnung; höchstens geben sie einzelne Mordtaten zu, die aber „unter das gemeine Recht fielen" und streng bestraft werden würden. Im Dezember v. Js. erklärte Djelal Bey, die Beamten vernachlässigten nirgends ihre Pflicht; die Unruhen in Persien hätten die Kurden zu ihren Räubereien ermutigt, die nach Herstellung der Ruhe im Nachbarlande von selbst verschwinden würden. Türkische Parlamentarier, die Armenien bereist haben, behaupten, alle Kreise der Bevölkerung litten unter der Unsicherheit, die Armenier allein seien in der Lage, ihre Leiden vor die Oeffentlichkeit zu bringen, weil sie über gewandte Federn und eine ausgebreitete Presse verfügten. Daran ist etwas Wahres. Die kurdischen Räuber machen unter Umständen auch vor kurdischen und türkischen Dörfern nicht Halt: der Gegensatz der Religion und Rasse ist nur eine Begleiterscheinung, es handelt sich vielfach nur um die simpelsten Räuberinstinkte. Die Sicherheit ist

auch sonst im türkischen Reiche nicht groß. Es ist noch nicht lange her, daß der berüchtigte Räuberhauptmann Tschakirdjali die Gegend von Smyrna unsicher machte. In der Nähe von Konstantinopel, in Sariyar am Bosporus, ist erst kürzlich eine Bande von 9 Räubern erschienen, bei Brussa hat eine gleiche Bande vor wenigen Wochen einen reichen armenischen Kaufmann gefangen genommen. Der Unterschied zwischen diesen und den in Armenien begangenen Verbrechen ist aber der, daß anderswo die Behörden sofort in eine Verfolgung der Räuber eintreten, daß in der Regel nach relativ kurzer Zeit die Gefangenen befreit, daß die Verbrecher, sobald man ihrer habhaft wird, streng bestraft werden. Das alles fehlt in Armenien. Seit 40 Jahren ist kein schuldiger Muhammedaner in Armenien bestraft worden. Die Verbrecher sind Allen bekannt: sie wagen sich in ihrer Frechheit in die Städte hinein, gehen offen auf dem Bazar spazieren und Niemand legt die Hand an sie. Das ist es, was die Armenier in diese tiefe Empörung versetzt.

Die Schuld liegt in erster Linie an den türkischen Beamten in den armenischen Provinzen. Sie stecken nur zu oft mit den Räubern unter einer Decke. Eine Beschwerdeschrift aus Erzerum, die auch von vielen Muhammedanern unterschrieben ist, verlangt Ersetzung und Bestrafung der Beamten, „die wegen ihrer Mißbräuche und der Protektion, die sie den Räubern zu teil werden lassen, bekannt sind." Die Regierung hätte längst mit eisernem Besen auskehren, die schuldigen Beamten abberufen und durch bessere ersetzen müssen. Wenn man nur einmal in Konstantinopel Ernst gezeigt hätte, würden die Provinzialbeamten nicht verfehlt haben, den Kurden zu Leibe zu gehen. Aber an diesem Ernst hat es immer gefehlt, unter allen Regierungen, bei Kiamil, Hilmi, Hakki, Saïd, Mukhtar Pascha: es ist alles dasselbe. Die Parteien werfen sich jetzt gegenseitig die Schuld an den in Armenien herrschenden Zuständen vor: das Regierungsblatt Ikdam behauptet, die von der Komiteeregierung eingesetzten Beamten trügen die Schuld, während das Oppositionsblatt Sinin, der frühere Tanin, darauf hinweist, daß die Kurden nach der Verkündigung der Verfassung zunächst Ruhe gehalten hätten. Sie haben aber schon reichlich früh unter der vorigen Regierung wieder angefangen, sich zu regen. Hier darf sich Keiner vor dem Andern entschuldigen. Sie haben es Alle an jeder Spur von Ernst fehlen lassen.

Es ist in der Türkei gar nicht so schwer, den Räubern das Handwerk zu legen, wenn nur ein energischer Wille vorhanden ist. In Tokat hat ein tatkräftiger Gouverneur, Hamid Bey, sein Sandschak von unehrenhaften Beamten gesäubert, 7 Mudirs abberufen, 3 davon zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt, ebenso einen Naïb und mehrere Kiatibs. Im Jahre 1880 sind einmal innerhalb kurzer Zeit 260 Schuldige in den Wilajets Siwas, Diarbekir und Charput ergriffen worden. Der armenische Patriarch hat den Großvezier mit Recht darauf hingewiesen, daß die Regierung, wenn sie in Albanien habe Ordnung schaffen können, dies auch in Armenien vermöchte.

An Versprechungen dazu hat es denn auch nicht gefehlt. Aber niemals sind den Versprechungen auch Taten gefolgt. Die türkische Regierung ist von je Meisterin im Verschleppen der Dinge gewesen. In den armenischen Angelegenheiten hat sie diese Kunst bis zur äußersten Vollendung entwickelt. Wir berichten die Tatsachen nur aus dem letzten Jahre. Hakki Pascha verspricht die Lösung der Frage binnen sechs Monaten. Die Zeit verstreicht, ohne daß das Geringste geschieht. Djelal Bey gibt zu, daß zwei kurdische Banden, die eine 80, die andere 100 Mann stark, die Umgebung von Bitlis unsicher machen. Die Regierung habe sich entschlossen, eine starke Truppenabteilung nach Bitlis zu schicken, um die Garnison zu verstärken und die Anstrengungen der Behörden zur Unterdrückung des Räuberunwesens zu unterstützen. Die Truppen kommen aber nicht. Am 10. Dezember v. Js. verspricht der Großvezier, daß der Mininisterrat in Bälde Maßregeln treffen werde, um das Räuberunwesen auf immer zu unterdrücken. Man beschließt die Aufstellung einer fliegenden Gendarmerieabteilung von 500 Mann, allein für die Aufrechterhaltung der Sicherheit in den 3 Wilajets Wan, Bitlis und Erzerum. Die Abteilung wird aber nicht gebildet. Am 17. Dezember wird die Einsetzung einer Kommission beschlossen, die ein Reformprojekt ausarbeiten soll, — nachdem schon früher eine Kommission eingesetzt war und einen Entwurf vorgelegt hatte, der aber nicht angenommen wurde. Die Kommission hält am 25. Dezember eine Sitzung und billigt die acht Vorschläge der armenischen Deputierten. Am 6. Februar wird das Programm für eine Kommission, die den Schauplatz des Räuberunwesens bereisen soll, aufgestellt und 150000 Pfund für sie bewilligt; am 11. Februar wird bestimmt, daß die Kommission im Frühling ihre Reise antreten soll. Am 7. Mai sind aber die Mitglieder der Kommission noch nicht ernannt. Am 16. Juni beschließt der Ministerrat, die Abreise der Kommission zu beschleunigen, und fordert von der Kammer 100000 Pfund. Am 9. August wird die Abreise der Kommission auf unbestimmte Zeit vertagt. Das neue Kabinet beginnt die Frage neu zu studieren und beschließt, keine Kommission zu entsenden, sondern die betreffenden Gegenden „mit fähigen und unbestechlichen Verwaltungsbeamten auszustatten, die ausgedehnte Vollmachten erhalten sollen." Es werden neue Walis für Bitlis und Wan ernannt: sie reisen aber erst vier Wochen nach ihrer Ernennung ab, obwohl eine alarmierende Depesche nach der andern kommt. Gegenwärtig ist man wieder dabei, eine Kommission zu bilden, die diesmal zur Hälfte aus Armeniern und zur Hälfte aus Muhammedanern bestehen soll. Es ist alles nichts weiter als ein diligentiam praestare, es ist Komödiespielen in einer wahrhaftig doch bitterernsten Sache. Man setzt Kommissionen ein, entwirft und verwirft Projekte auf dem Papier, und dabei morden und rauben und brennen die Kurden weiter. Wenn ein einziger dieser kurdischen Banditen wie Mir-Mehe oder Saïd, von denen der Großvezier selbst sagt, sie seien nicht besser als Tschakirdjali, gefangen und auf dem Marktplatze von Wan nach türkischem Rechte gehängt würde, ja das wäre eine Tat, die mit einem Schlage die Situation klären und den Kurden einen heilsamen Schrecken einjagen würde.

Das Wort „Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz" spricht sich leicht aus. Es ist aber eine andere Sache, es auch wirklich durchzuführen in einem Staate mit der Vergangenheit der Türkei. Dafür müssen ganz andere Garantieen gegeben werden, als sie bis jetzt gewährt worden sind. Was ist in dem Berliner Vertrage von 1876 den Christen alles versprochen worden! Nichts davon ist gehalten, und die Großmächte, die die Türkei zu jenem Vertrage veranlaßten, haben sich schnöde davon dispensiert, auf der Erfüllung zu bestehen. Das Beispiel der Armenier zeigt deutlicher als alles Andere, wie sehr die Balkanstaaten im Rechte sind, wenn sie christliche Gouverneure verlangen. Der Libanon ist die einzige türkische Provinz, die unter dem Druck der Mächte eine solche Garantie erhalten hat, und es ist seitdem dort ruhig geworden. Man gebe den hauptsächlich von Christen bewohnten Provinzen gemäß der in der türkischen Konstitution versprochenen Gleichheit aller Ottomanen vor dem Gesetz auch christliche Walis, man bestrafe auch in Kurdistan den Mörder, selbst wenn er Muhammedaner ist, man stecke auch die Kurden in die reguläre Armee und untersage den übrigen das Waffentragen, dann werden endlich die Greueltaten in Armenien aufhören, die eine Schande sind für ein Reich, das sich für ein zivilisiertes auszugeben nicht aufgehört hat.

Die Türkei erntet jetzt im Balkankriege, was sie gesät hat. Hätte sie in den letzten vier Jahren ihren christlichen Untertanen wirklich volles Recht gegeben, sie stände jetzt ganz anders den Balkanvölkern gegenüber. Sollte sie aus dem gegenwärtigen Kriege den Bestand ihres Reiches noch einmal retten, dann bleibt für sie, wenn sie dauernd selbständig bleiben will, nur der einzige Weg übrig, den wir gezeigt haben. Sie darf sonst nicht beanspruchen, auf dem gleichen Fuße wie die europäischen Länder behandelt zu werden. Ein Reich mit asiatischen Zuständen, wie sie bis zu diesem Augenblicke noch in der Türkei herrschen, muß im Interesse der gemeinsamen Kultur wieder unter die Kuratel der zivilisierten Mächte gestellt werden, die sich dann aber nicht mit papiernen Versprechungen begnügen dürfen, sondern den Schutz der christlichen Untertanen der Türkei in die eigene Hand nehmen müssen. Ewald Stier

Droht das Werk D. Meyers in Oesterreich zu zerfallen?

Wer die evangelische Bewegung in Oesterreich lieb hat, muß mit äußerstem Befremden in Rudolf Weils Aufsatz „Vom Gustav Adolf-Verein" (Christl. Welt Nr. 42) auf Spalte 1011 in der Mitte den Satz lesen: „Was Friedrich Meyer vor zwölf Jahren aufgebaut hat in der evangelischen Kirche Oesterreichs, scheint wieder zu zerfallen." Dieser Satz darf im Interesse der Sache nicht unwidersprochen bleiben, mag er nun, wie es den Anschein hat, aus der Lektüre des auf Spalte 1010 erwähnten „Jahresberichtes der Zentralvorstände"*) hervorgegangen sein oder auch auf anderen Quellen beruhen. So wie er da steht, muß er im höchsten Maße irre führen.

Unterzeichneter ist jetzt das achte Jahr als Vikar und Pfarrer in Böhmen tätig und glaubt auch das übrige Oesterreich, soweit es von der evangelischen Bewegung berührt worden ist, einigermaßen zu kennen. Es ist ihm aber völlig unbegreiflich, wie von befreundeter evangelischer Seite der oben zitierte Satz geschrieben werden kann. Von unsers unvergeßlichen D. Meyer Werk in Oesterreich ist bis heute auch noch nicht das kleinste Steinchen abgebröckelt! Es dürfte schwer sein, unter den zahlreichen, seit 1898 infolge der evangelischen Bewegung neugegründeten Predigt- oder Unterrichtsstationen auch nur eine namhaft zu machen, die inzwischen wieder eingegangen wäre. Man hat ja gewiß im Anfang der Bewegung auf weit größere zahlenmäßige Erfolge gerechnet, als sie bisher erzielt worden sind. Man mag auch wohl auf Grund einer ungenauen oder einseitigen Berichterstattung sich bisweilen ein falsches Bild von dem bis jetzt schon Erreichten gemacht haben und noch immer machen. Aber was seit nun bald vierzehn Jahren durch das Eingreifen D. Meyers und seines Evangelischen Bundes und mit Hülfe des Gustav Adolf-Vereins und verwandter Bestrebungen unter den Rom-müden Deutschösterreichern tatsächlich geleistet worden ist, hat sich durchaus bewährt und wird sich auch weiterhin bewähren.

Rudolf Weil denkt nun freilich bei seinem pessimistischen Urteil über unsre evangelische Bewegung zunächst an den „Mangel an jungen Theologen". Wer wollte leugnen, daß auch wir in Oesterreich unter diesem offenkundigen Mangel zu leiden haben. Aber es ist doch eine arge Uebertreibung, deshalb nun gleich von einem „Zerfallen" unsrer Arbeit zu reden. Gewiß, es ist unter den Arbeitern in der evangelischen Bewegung mehr Kommen und Gehen gewesen, als der Sache immer gut war. Manche Gemeinden haben auch störende Vakanzen von längerer Dauer durchmachen müssen. Es kostet auch je länger je mehr schwere Mühe, für den noch immer nötigen Nachschub aus dem deutschen Reich pünktlich zu sorgen. Aber aufs Ganze gesehen, hat es uns bisher an den zur Arbeit notwendigen Kräften noch nicht gefehlt. Ja, man darf ruhig behaupten, daß die Evangelischen Deutschösterreichs in seelsorgerlicher Beziehung noch niemals so gut und umfassend versorgt worden sind, wie in der Gegenwart.

Daß Theologen, die aus dem Deutschen Reich nach Oesterreich kamen, von ihrer heimischen Landeskirche „zurückgerufen" wurden, wie Rudolf Weil schreibt, ist mir in keinem Falle bekannt.**) Manche tüchtige Kraft hat wegen Verweigerung des österreichischen Staatsbürgerrechtes auf klerikale Umtriebe hin das Land verlassen müssen. Andere sind aus Rücksicht auf ihre Familie oder aus anderen Gründen nach kürzerer oder längerer Wirksamkeit wieder gegangen. Aber ich könnte auch ohne Mühe ein Dutzend Namen von bestem Klang nennen, deren Träger in den verschiedensten Kronländern seit zehn und mehr Jahren in erfolgreicher Arbeit stehen und nicht daran denken, ihrer zweiten Heimat jemals untreu zu werden. Und auch den theologischen Nachwuchs in Oesterreich selbst, der zum Teil unmittelbar aus der evangelischen Bewegung hervorgeht, dürfen wir, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, hoffnungsvoll begrüßen.

Mit dem Vorstehenden soll freilich keineswegs gesagt sein, daß wir in Oesterreich die Hilfe des evangelischen Deutschlands nicht mehr nötig hätten. Die neuerbauten Kirchen, Pfarr- und Gemeindehäuser müssen noch schuldenfrei werden, je früher, um so besser. Den in der Arbeit Stehenden und noch in sie Eintretenden muß ein auch auf die Dauer ausreichendes Gehalt in noch weit höherem Maße als bisher zugesichert werden. Gustav Adolf-Verein und Evangelischer Bund werden noch lange Hand in Hand in bewährter Treue für uns sorgen müssen. Aber wenn sie es tun, und Gott, der Herr, unser Werk auch fernerhin segnet, dann wird das bisher Aufgebaute nicht nur nicht wieder zerfallen, sondern der Anfang einer Bewegung werden, die man dem ersten Umsichgreifen des evangelischen Glaubens in Oesterreich vor 400 Jahren getrost an die Seite stellen kann.

Falkenau an der Eger Martin Schreiber

*) Im Gustav Adolf-Verein gibt es doch nur einen Zentralvorstand. D V

Ganz recht, wir bitten den Druckfehler zu entschuldigen. D H

**) Daß heimische Kirchenbehörden reichsdeutschen Theologen, die nach Oesterreich wollen oder in Oesterreich noch länger bleiben möchten, Schwierigkeiten machen, ist von uns doch wiederholt beobachtet worden. D H

Zur selben Sache erhalten wir noch folgende Zuschrift:

In Nr. 42 Spalte 1011 schreibt Rudolf Weil: „Am gefährlichsten für die Diaspora ist zur Zeit wohl der Mangel an jungen Theologen. Was Friedrich Meyer vor 12 Jahren aufgebaut hat in der evangelischen Kirche Oesterreichs, scheint wieder zu zerfallen. Grade die tüchtigsten Kräfte, die hinübergegangen sind und in den jungen Gemeinden am besten gewirkt haben, werden zurückgerufen, weil es den heimischen Landeskirchen an theologischem Nachwuchs mangelt."

Das ist doch nur zum Teil zutreffend. Gewiß, wir beklagen den Weggang manches tüchtigen Mannes, den wir der evangelischen Kirche Oesterreichs gern dauernd erhalten gesehen hätten. Aber die Rückkehr ins Deutsche Reich war viel häufiger durch Versagung der Bestätigung als durch den Ruf der heimischen Kirchenbehörden bedingt. Die schwerste Schädigung wird der evangelischen Kirche Oesterreichs durch die gesetzlich in keiner Weise zu rechtfertigende Sperrpolitik in Böhmen zugefügt.

Aber es geht viel zu weit, wenn gesagt wird, das Werk Friedrich Meyers drohe zu zerfallen. Es muß mit aufrichtigem Danke demgegenüber hervorgehoben werden, daß viele der bewährtesten und tüchtigsten reichsdeutschen Theologen, die im Dienste der evangelischen Kirche Oesterreichs stehen, nicht daran denken, aus der Arbeit zu scheiden. Sie bringen durch ihr treues Ausharren sehr große Opfer; müssen sie sich doch oft mit sehr geringem Einkommen begnügen. Aber in idealer Gesinnung bleiben sie der großen Sache treu. Mancher hat eine gut dotierte Stelle im Deutschen Reich ausgeschlagen, um seine Kraft dem österreichischen Protestantismus zu erhalten.

Und trotz des heimischen Theologenmangels finden sich noch immer Männer, die daheim eine gesicherte Existenz aufgeben und es wagen, über die schwarzgelben Grenzen zu ziehen und drüben die Wartezeit als unbestätigte Vikare durchzuhalten. Es gibt noch ein großes Kapital von Idealismus im deutschen Protestantismus! Und wenn der Theologenmangel, der nur als vorübergehende Erscheinung gewertet werden kann, in einigen Jahren gehoben ist, dann werden auch die heimischen Kirchenregierungen keine Schwierigkeiten machen.

Unterdessen mehrt sich aber in Oesterreich selbst der theologische Nachwuchs in erfreulicher Weise. Friedrich Meyers weitschauende Fürsorge hat es sich angelegen sein lassen, tüchtige bodenständige Kräfte heranzubilden.

Darum ist kein Grund zur Schwarzseherei. Trotz mancherlei Schwierigkeiten geht es vorwärts! Wir schauen mit voller Freudigkeit in die Zukunft. Der alten Getreuen sind noch viele, und für neue Aufgaben stellen sich uns neue Kräfte zur Verfügung. Wer hilft uns mitarbeiten? R Eckardt V Weichelt

---

Offener Brief an Herrn Arthur Bonus

Lieber Freund!

In Ihrem „Offenen Brief an einen jungen Theologen" (dieser Zeitung Nr. 43), den ich heute gelesen habe, schreiben Sie:

> Es tut mir leid — und auch wieder nicht leid, daß ich Ihnen nichts Beruhigenderes sagen konnte. Sie kennen Harnacks Broschüre? Er versucht es. Aber wenn Sie genau zusehen, werden Sie finden, daß er die Beruhigung an die Bedingung knüpft, daß man sich in den Grenzen der durch die dogmengeschichtliche Entwicklung sozusagen privilegierten Richtungen hält. Für meine Empfindung enthält auch diese Bedingung eine starke Versuchung für die Redlichkeit, und die Beruhigung ist also illusorisch.

Was Sie sonst in Ihrem Briefe geschrieben haben, ist mir aus der Seele geschrieben. Aber in den eben zitierten Sätzen tritt ein Gegensatz zwischen unsern Anschauungen hervor. Ich will ihn genauer zu bestimmen versuchen.

Ich meine mit Ihnen, daß für den Entschluß, Theologie zu studieren, eben das und nur das entscheidend ist, was Sie fordern, und auch für den Entschluß, in irgend einer Form und Weise „Gemeindeleiter“ zu werden, genügt es; denn wer sich die Theologie zum Lebensberufe macht, will in der Regel auch auf Andere wirken, also „Gemeindeleiter“ werden.

Allein für den Entschluß, in einer bestimmten Kirche als von ihr berufener Diener zu wirken, genügt heute der innere Ruf zur Theologie nicht; vielmehr muß man sich vorher ernstlich prüfen, ob man mit seiner Ueberzeugung in diese Kirche hineingehört. Tut man das nicht, so läßt man es nicht nur an Voraussicht fehlen, sondern auch an Redlichkeit gegenüber der Kirche.

Aber in Ihrem „Briefe“ ist von dieser Selbstprüfung überhaupt nicht die Rede. Ich muß daher annehmen, daß Sie sie für unnötig und überflüssig halten. Das kann zwei verschiedene Ursachen haben. Es kann sein, daß Sie von den protestantischen Kirchen — nur mit ihnen haben wir es ja zu tun — so hoch und frei denken, daß Sie sie für weit und stark genug halten, um sowohl den Unterschied zwischen Propheten und Pastoren in ihrer Mitte neutralisieren als auch jedem Propheten freudig Bürgerrecht gewähren zu können. Es kann aber auch sein, daß Sie von diesen protestantischen Kirchen so gering denken, daß Sie ihre Grenzen und Ordnungen als etwas absolut Gleichgültiges, ja Widerwärtiges betrachten, um das sich kein Mensch mehr zu kümmern braucht. In praxi, für die uns beschäftigende Frage, laufen diese beiden verschiedenen und vielleicht doch nicht so verschiedenen Ansichten auf dasselbe hinaus, und ich brauche Sie daher nicht darnach zu fragen, was hier Ihre Meinung sei; denn sicher ist Ihre Meinung, daß der angehende Theologe bei seiner Selbstprüfung es nur mit der Religion und nicht mit den Kirchen zu tun hat.

Aber dies ist gegenüber der harten Wirklichkeit der Dinge ein verhängnisvoller Irrtum, denn der junge Theologe tritt in einen Kirchendienst und erhält von der Kirche ein Mandat. Da diese vozierende Kirche aber nicht etwas so Hohes ist, daß durch sie der Herr Christus selber den Mann beruft — die innere Berufung ist eine Sache für sich —, noch etwas so Gleichgültiges, daß es sich hier nur um eine unverbindliche Zeremonie handelte, so ist es unerläßlich, daß der junge Theologe sich ernstlich prüft, ob er die Aufgabe zu übernehmen im Stande ist. Es genügt nicht, daß er einen Prophetenberuf in sich verspürt: er muß mit nüchternem Ernst sich fragen, ob er im Stande ist, sich freudig in die bestimmte Kirche als Pastor zu fügen.

Nach welchem Maßstabe soll das geschehen? Nun, Sie haben ihn selbst in trefflicher Weise formuliert: nicht den Buchstaben von Bekenntnissen hat er zu befragen, ebensowenig den Generalsuperintendenten oder die Konsistorialräte; denn diese können ihm die Verantwortung schlechterdings nicht abnehmen, sondern er soll bei sich selbst feststellen, ob er in der Kirche als Lehrer und Seelsorger heimisch sein und werden will, wie dieselbe in ihrer dogmengeschichtlichen Entwicklung geworden ist.

Das mag der Jurist überhaupt nicht für einen Maßstab halten; aber auf dessen Meinung kommt hier gar nichts an. Im Sinne der evangelischen Kirche ist es ein Maßstab, und daß seine Anwendung der Freiheit des Einzelnen überlassen wird, ist auch evangelisch.

Aber was heißt das „sich in die Kirche fügen, wie sie in ihrer dogmengeschichtlichen Entwicklung geworden ist“? Das heißt die innere Gesamtentwicklung der bestimmten Kirche — Dogmen im Sinne der alten und mittelalterlichen Kirche lehnt der Protestantismus ab — kennen, auf Grund dieser Kenntnis sich ein Bild von ihrer Gegenwart machen und die Richtungslinie ihres Weges feststellen. Ist dies geschehen, so hat sich der Einzelne zu fragen, ob er da hinein gehört.

Geschieht dies nicht, so sind Enttäuschungen und Konflikte unvermeidlich, und auch die Redlichkeit kann dann häufig genug später auf eine harte Probe gestellt werden. Inwiefern sie aber durch das, was ich in der Traub-Broschüre ausgeführt habe, in Versuchung geführt wird, verstehe ich überhaupt nicht.

Sie sagen den jungen Männern: Wenn ihr den Beruf zur Theologie fühlt, werdet Pastoren der Landeskirche und macht euch mutig auf Alles gefaßt; lernt ein Handwerk oder sonst etwas Gutes daneben für alle Fälle! Aber diese Aussendungsrede genügt nicht; sie verwechselt den Propheten- und Pastorenberuf; sie ignoriert die Kirche, und sie enthält für mein Empfinden eine Grausamkeit; denn sie verlangt, daß später und unter erschwerenden Umständen geleistet werden soll, was verständigerweise vorher entschieden werden mußte.

Ich sage den jungen Männern: Wenn ihr den Beruf zur Theologie fühlt, so studiert die Sache, der ihr dienen wollt — erstlich die Botschaft selbst und dann die Botschaft in der geschichtlichen Entwicklung und dann die Botschaft, wie sie heute in der Kirche lautet, in deren Dienst ihr treten wollt, und nun entschließt euch! Irrungen und Täuschungen sind für den Einzelnen auch dann in Zukunft noch möglich und auch dann können schwere Proben der Redlichkeit kommen; aber es ist doch am Anfang das geschehen, was geschehen konnte und mußte.

Worin wurzelt schließlich unsre Differenz? Vielleicht darin, daß Ihnen die Erkenntnis und Pflege der Botschaft minder wichtig erscheint als die Erweckung der Kraft, religiöse Funken aus den Steinen zu schlagen? Aber ich vertraue darauf, daß gerade die Botschaft das am besten vermag! Vielleicht darin, daß Sie daran verzweifeln, daß die heutige evangelische Landeskirche überhaupt einen bestimmten, einheitlichen und wertvollen Besitz in Bezug auf die Erkenntnis der Botschaft hat? Ich sehe einen solchen an der Wurzel dieser Kirche trotz aller Gegensätze, die sich in ihrer Mitte finden, und getraue mich sogar ihn zu formulieren. Vielleicht darin, daß Sie hauptsächlich den Propheten im Pastor schätzen? Ich sehe in ihm in erster Linie den Katecheten und Seelsorger.

Eines räume ich Ihnen ein, und in dieser Uebereinstimmung können wir Frieden schließen: es ist kein normaler Zustand, daß sich ein evangelischer Christ, der in sich den Beruf zum Theologen spürt, noch lange überlegen muß, ob er in seiner Landeskirche als Diener des Evangeliums seine Stelle finden kann. Eine kurze Prüfung mit bejahendem Ergebnis müßte die Regel sein.

Mit herzlichem Gruß Ihr A Harnack

Verschiedenes

Erfreuliches aus dem kirchlichen Streit. In der Monatsschrift „Dienet einander“ (für praktische Theologie und Religionsunterricht, Leipzig, G. Strübigs Verlag, Mitherausgeber D. Faber-Berlin, D. Jacoby-Königsberg, Dr. Rocholl-Hannover) im ersten Heft des Jahrgangs 1912/13, veröffentlicht der Herausgeber Lic. Eckert, Pfarrer in Löcknitz, ein „persönliches Votum“ zum Fall Traub:

Wie ein Donnerschlag ist das Urteil über den streitbaren Dortmunder Pfarrer ergangen: „Des Amtes entsetzt unter Verlust von Titel und Pension.“ Es ist für mich angesichts der Gesamtlage eine Ehrenpflicht der persönlichen Wahrhaftigkeit, öffentlich zu erklären, daß ich von allen meinen Gesinnungsgenossen abweichend diesen Ausgang tief bedauere. Nach eingehendem Studium des amtlich veröffentlichten Urteils muß ich sagen, daß es mir in dieser Härte nicht gerechtfertigt erscheint; es wäre doch wohl angängig gewesen, einer milderen Auffassung Geltung zu verschaffen, die Traubs Existenz nicht vernichtet hätte. Mag er immerhin in seiner Kritik öfter die Grenzen der besonnenen Ueberlegung hinter sich gelassen und sich dadurch eine Strafe zugezogen haben: die schwerste Strafe, die seine bürgerliche Existenz zerstörte, hatte er nicht verdient.

Ich verkenne nicht die schwierige Lage des Oberkirchenrats, der durch die fortgesetzten Reizungen Traubs erbittert sein mußte; ich weiß, daß unsere kirchlichen Behörden grundsätzlich um der Liebe Willen herzlicher Milde zugeneigt sind; mir ist wohl bekannt, daß die einzelnen Mitglieder der hohen Behörde, welche an der Fällung des Urteils teilgenommen haben, jedem Fanatismus abhold und allem möglichen freundlichen Verstehen zugeneigt sind. Es muß also die Sache im E. O. K. R. wirklich überaus ernst angesehen worden sein, und wenn das bei solchem Kollegium der Fall ist, hat das die Annahme für sich, daß sie wirklich ernst ist. Ich persönlich hasse Disziplinlosigkeiten der Pfarrer, weil sie unsere Einwirkung auf die Gemeinde stören, und ich mißbillige namentlich entschieden die Art, wie Traub nach Jathos Ausschluß agitatorisch in die Oeffentlichkeit trat. Die ihm vom Gesetz gestattete und von Jatho übertragene Ehrenstellung eines Verteidigers vor dem höchsten Gerichtshof der evangelischen Kirche hätte ihm unbedingte Zurückhaltung in der Form zur Amtspflicht machen müssen, wie sie Baumgarten mit richtigem Taktgefühl geübt hat.

Aber ich vermag die Wucht der Gegeninstanzen nicht aufzuheben: die milde Beurteilung der ersten Instanz; die völlig einwandfreie sittliche

Persönlichkeit Traubs; seine tüchtige Wirksamkeit in der Gemeinde; sein Eifer für die von ihm vertretene Sache, der nur gelegentlich als Uebereifer ihn zu weit trieb; die Beurteilung der Sache nur auf Grund der Akten ohne persönliche Verteidigung Traubs; die prekäre Lage des Gerichtshofes, der sich durch den Beschuldigten in seiner eigenen Würde gekränkt fühlen, also in eigener Sache richten mußte; der Blick auf das zu erwartende Feststellungsverfahren, das dem Gegner wenigstens die bürgerliche Existenz offen gelassen hätte; die Rücksicht darauf, daß das zu fällende Urteil ein endgültiges war, gegen das es keine Berufung gab. Diese Gegeninstanzen erscheinen mir so schwer, daß ich es nicht begreifen kann, wie sie so ganz ohne Wirkung geblieben sind. Sie machen es mir unmöglich, das ergangene Urteil als ein den Verfehlungen entsprechendes zu verteidigen.

Ich befürchte von ihm für unser kirchliches Leben nach zwei Richtungen hin Schaden. Die Ausnutzung der Sache im Kampfe der kirchlichen Wahlen wird zu Niederlagen der Positiven in Berlin und anderen Großstädten führen, die in Jahren nicht wieder gut zu machen sein werden, und die scharfe, freimütige Kritik der Schäden in unserer Kirche von seiten der Pfarrer wird erschwert werden. Wer wird noch ein freies, scharfes Wort sagen wollen, wenn er damit seine eigene und seiner Familie Existenz auf das Spiel setzt! Unsere evangelische Kirche bedarf aber solcher Kritik, wenn ihr Leben nicht stagnieren soll. Eine Kritik, wie sie unsere Verwaltungsbehörden in ihren Verfügungen üben, vorsichtig abwägend, selbst die Schärfe noch in einen milden Ausdruck fassend, ist gewiß im inneren Verkehr mit den Gemeinden angebracht und nachahmenswert. Aber im weiten öffentlichen Leben wirkt sie nicht. Wer da beachtet sein will, muß Pauke und Posaune ertönen lassen können. Wenn es dabei dann einmal etwas zu laut hergeht, so ist das besser, als wenn ringsum Todesschweigen herrscht.

Aus solchen Erwägungen heraus bedauere ich, daß es so gekommen ist und daß Traub das Vertrauen versagt wurde, er werde sich durch ein milderes Urteil zu der Einsicht bringen lassen, daß er zu weit gegangen sei. Die milde warme Sonne ist doch immer noch stärker als der brausende Sturm. Das hätte sich auch bei Traub gezeigt. Ich wünschte, es gäbe Mittel und Wege, Lic. Traub zu rehabilitieren. Ich glaube fest, daß die Kirche keinen Schaden, sondern Segen davon hätte.

Löcknitz, Bz. Stettin Pfarrer Lic. A Eckert

In Nr. 43 der „Reformation" sagt Bunke freimütige Worte über das Urteil des Oberkirchenrats. Ich nehme daraufhin zurück, was ich Nr. 40 Sp. 966 wider die „Reformation" gesagt habe. In Nr. 43 f. der Reformierten Kirchenzeitung äußert ein Pseudonymus seine Bedenken in der gleichen Richtung. Wir freuen uns solcher Stimmen nicht als Partei, sondern weil wir ein Interesse haben, das über den Parteien steht, und an einer weitgehenden Gemeinsamkeit des Empfindens mit der andern Seite in diesem Falle nicht zweifeln können. So mußten wir auf derartige Aeußerungen warten. R

Kleine Mitteilungen. Von D. Herrmann folgen noch zwei Artikel: „Die Einheit der Kirche" und „Die kirchlichen Parteien und die theologischen Fakultäten".

Zu obigem Artikel von Dr. Spiero sei lebhaft empfohlen desselben Verfassers soeben erschienener „Gerhart Hauptmann", in den Volksbüchern der Literatur bei Velhagen und Klasing Nr. 65, 34 Seiten mit vielen Bildern, 60 Pfg. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 12. November 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Askese und Ekstase im Urchristentum — ein modernes Problem? Privatdozent Dibelius.

Nordhausen. Freitag 15. November 8 Uhr in der Hoffnung: Gottesglaube und moderne Geschichtswissenschaft. Professor Weinel.

Candidat

für die Seemannsmission in Rotterdam zum 1. Januar 1913 gesucht. Gehalt jährlich fl. 1800 (= 3000 Mk.) Meldungen an den Vorsitzenden Pfarrer **Freymark.** Schiedamschesingel 84 **Rotterdam.**

Dreihundert berühmte Deutsche

5 1/2 Mk. Bildnisse in Holzschnitt von M. Klinkicht u. Lebensbeschreibungen von Dr. K. Siebert 5 1/2 Mk.

Verlag v. Greiner & Pfeiffer Stuttgart, In den Buchhandlungen vorrätig

Soeben sind erschienen:

Deutsches Christentum.

Von Dr. **Sigismund Rauh.** 1912. Kartoniert 2,50 M.

Das Wort eines Mannes, der gegen den Strom unsrer Zeit schwimmt, der **aus Religion** sich vor übertriebenen Machtansprüchen der Wissenschaft nicht beugt und uns Werte wiedererleben läßt, die einst **einem Luther, einem Fichte unaufgebbar,** heute Zahllosen ein Gegenstand des Zweifels, ja des Spottes sind! Vor dem gesunden Wirklichkeitssinn und dem starken Wollen dieses Mannes verflüchtigt sich all dies Getüftel und Gespöttel.

Ein Buch für Alle, die den Weg aus der Wissenschaft zum Leben, zur Religion nicht finden können.

Taufreden. Im Morgenrot. Von **Ernst Lachmann,** Pfarrer in Wechmar. 1912. Kartoniert 2 M.

Verfasser ist voriges Jahr durch Prof. D. Fr. Niebergall ermutigt, mit einem Bändchen „Grabreden" hervorzutreten (Geh. 2 M., geb. 2,60 M.), die durch ihre persönliche Eigenart rechts und links Aufsehen gemacht haben. Die „Taufreden" haben dieselbe persönliche Note des Verfassers.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Probenummern verlendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Erzieherin für 1. Januar gesucht auf ein Rittergut in Pommern zu 11jährigem Mädchen. Familienanschluß, angenehme Verhältnisse. Nur gut empfohlene gebildete Dame, geprüfte Lehrerin möge sich melden. **Zur kostenlosen Miterziehung** wird in das gleiche Haus ein gesundes, wohlerzogenes 10—11 jähriges Mädchen gesucht. Sorgfältige gute Erziehung, warme häusliche Pflege sicher. Sehr zu empfehlen. Anfragen unter **H B** an den Verlag.

Jüngere Damen, die sich **des Sprachstudiums** halber einige Zeit in England aufzuhalten wünschen, finden Aufnahme in einer Quäkerfamilie Südenglands. Nähere Auskunft erteilt **Moriz Hofmann,** Pfarrer, **Davos Dorf,** Concordia.

Wer wünscht (für guten Zweck) **gebundene** Jahrgänge der **Christlichen Welt** 1896—1908 als Geschenk? Offerten unter **S B** an den Verlag.

Venedig **Christl. Hospiz. Sofort zu verkaufen.** Günstige Existenz für zwei Damen.

Gebt acht,
wenn Ihr Palmin Euch kauft,
'S gibt Fette, die man ähnlich tauft!
Auch statt Palmona schiebt man vor
Oft das, was ähnlich klingt für's Ohr!
Drum achtet, ob auf dem Paket
Die Firma Schlinck in Hamburg steht!

Palmin-Pflanzenfett.
Palmona - Pflanzen-Butter-Margarine.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha

Geschichte des Volkes Israel

Von D. **Rud. Kittel**, Professor an der Universität in Leipzig

1. BAND: Palästina in der Urzeit. Das Werden des Volkes. Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum Tode Josuas.
Geb. in Leinen Mk. 17.50, in eleg. Halbfranz Mk. 18.50.

2. BAND: Das Volk in Kanaan. Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum babylonischen Exil.
Geb. in Leinen Mk. 13.50, in eleg. Halbfranz Mk. 14.50.

Zweite, fast vollständig neubearbeitete Auflage.

„Kittel hat mit dieser Neubearbeitung seiner „Geschichte Israels" eine historische Leistung von **monumentaler Kraft** vollbracht, der die Wissenschaft seit Ewalds großer Darstellung nichts ähnliches an die Seite zu stellen hat. Auch Stades Arbeit, gewiß für die damalige Zeit ein genialer Wurf, kann nicht zum Vergleich herangezogen werden. An ihre Stelle tritt jetzt, sie an Gelehrsamkeit zum mindesten erreichend, an methodischer Schärfe, Gründlichkeit nnd kritischer Besonnenheit weit überragend, **Kittels Meisterwerk.**" (Frankfurter Zeitung)

In unserm Verlage erschien:

Quousque tandem!

Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten

von

Geh. Sanitätsrat Dr. **Brennecke** in Magdeburg

Sonderausgabe der Artikel in Nr. 41, 42, 43 der Christlichen Welt.
50 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 55 Pfg. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. Mk. 4.—, in Leder geb. Mk. 6.—

Die Töchterheime des **Ev. Diakonievereins** **Cassel-Wilhelmshöhe**, Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg**, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe und Frl. Aug. Muns in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.

Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind gesundheitlich von höchstem Wert.

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik

WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

In unserem Verlage beginnt soeben ein hochbedeutsames **Sammel-Werk** in folgenden 2 Abteilungen zu erscheinen:

1. Die Festpredigt des freien Christentums

und

2. Die Kasualrede des freien Christentums

Unter Mitarbeit zahlreicher und hervorragender in- und ausländischer Geistlicher

Herausgegeben von

Lic. GLAUE

a. o. Professor der Theologie in Jena

Zu dieser „Sammlung" bemerkt der Herausgeber u. A. folgendes:

Unter der Mitwirkung von namhaften inländischen und **ausländischen** Geistlichen, die sich zum **„Freien Christentum"** bekennen, wie es auf dem Berliner Weltkongreß 1910 zur wirkungsvollen Aussprache kam, beginnen wir nunmehr, in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von etwa 30 Bändchen Predigten und Reden für die christlichen Feste und Kasualien, Taufe, Konfirmation usw. herauszugeben. Zunächst wird je ein Bändchen **Advents-** und **Weihnachtspredigten** erscheinen, zu denen über 20 Mitarbeiter, darunter Prof. **Spitta**-Straßburg, Pfarrer **Hesselbacher**-Karlsruhe, Pfarrer **Hackmann**-London, Rev. **Tarrant**-London, Prediger **Bakker**-Zwolle (Holland) und Pfarrer **Konow**-Bergen beigesteuert haben. Diese Bändchen sind bereits unter der Presse.

Aus dieser Sammlung wird erhellen, wie die jedesmalige Festtatsache, sowie der kasuelle Anlaß in Predigt und Rede von Vertretern des Freien Christentums in persönlicher Mannigfaltigkeit für die Menschen unserer Zeit behandelt wird. Es wird sich deutlich zeigen, daß auch die modernen Theologen imstande sind, religiöses Leben zu wecken und lebendiges Christentum zu predigen, Trost an Gräbern zu spenden und den Inhalt der christlichen Feste in ihrer Tiefe darzustellen. Diese Sammlung entspricht, wie uns von verschiedenen Seiten mitgeteilt wurde, dem Bedürfnis vieler Gemeindeglieder. Sie soll aber auch durch die Vorbilder, die geboten werden, besonders jüngeren Geistlichen in Stadt- und Landgemeinden als Anregung für ihre Tätigkeit in Predigt und Rede dienen und durch die Aufnahme von Arbeiten **ausländischer** Geistlicher dem homiletischen Studium zugute kommen.

Vorgesehen sind für die Sammlung **„Die Festpredigt des Freien Christentums"** etwa folgende Bändchen:

Advents-Predigten	Himmelfahrts-Predigten
Weihnachts- „	Pfingst- „
Silvester- „	Trinitatisfest- „
Neujahrs- „	Erntefest- „
Passions- „	Reformationsfest- „
Karfreitags- „	Totenfest- „
Oster- „	Bußtags- „

Predigten bei kirchlichen Weihefesten (Kirchweihe, Orgelweihe). Predigten bei Festen der äußeren Mission Predigten bei Festen der inneren Mission. Predigten bei Festen besonderer Stände (Kriegervereine, Bergleute usw.). Predigten bei nationalen Festen (Geburtstagen des Kaisers, der Landesfürsten). Predigten bei Gustav-Adolf-Festen.

Für die Sammlung **„Die Kasualrede des Freien Christentums"** sind vorgesehen:

Tauf-Reden. Konfirmations-Reden. Trau-Reden. Beicht- und Abendmahls-Reden. Grab-Reden (zwei Bändchen). Als Anhang: Schulandachten (2 Bändchen).

Die ersten Bände dieser Sammlung, **Advents-** und **Weihnachtspredigten**, erscheinen, wie oben gesagt, sehr bald; hierauf folgen **Grabreden** und **Schulandachten**. Die ganze Sammlung soll, wenn irgend möglich, im Laufe **eines** Jahres abgeschlossen vorliegen. Jedes Bändchen wird einen Umfang von etwa **7 Bogen** haben und **10 Predigten** von je 10—11 Druckseiten, bezw. 15—30 **Reden** und **Ansprachen** enthalten. Der Preis jedes Bändchens beträgt nur **Mk. 1.20** broschiert und **Mk. 1.50** gebunden. Bei Subskription auf die **ganze** Reihe ermäßigt sich der Preis auf **Mk. 1.—**, resp. **Mk. 1.35** pro Bändchen.

Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb
Eisenacherstraße 45 G. m. b. H.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu drei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Fortschritt (Buchverlag der Hilfe) in Berlin-Schöneberg (Neue und wertvolle Bücher); Ehrhardt Karras in Halle a. S. (Ewiges und Alltägliches); und B G Teubner in Leipzig (Bücher und Bilder, Künstlersteinzeichnungen u. A.)